

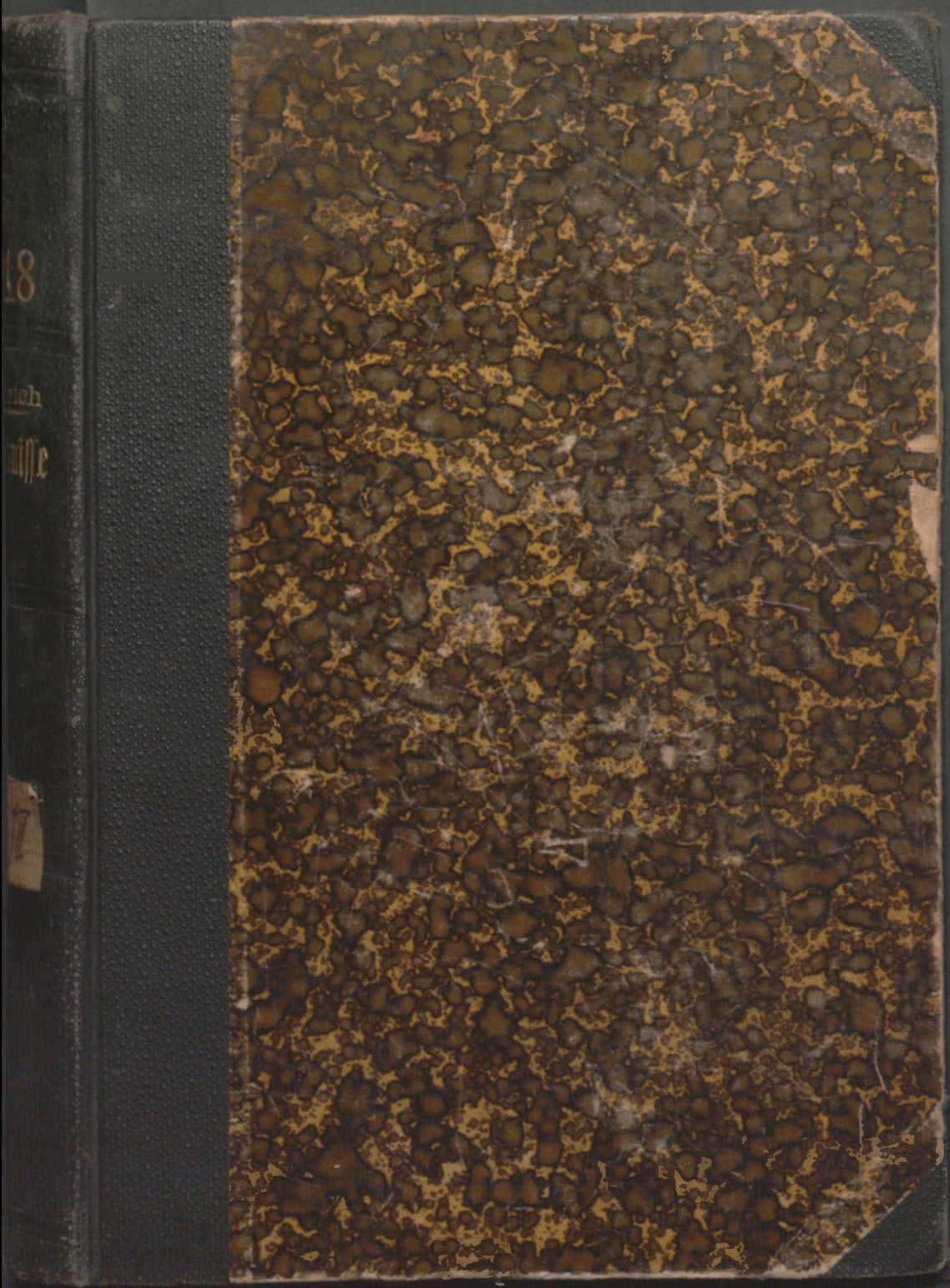
Part Code
ST1316



Grey Scale #13



A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19



18
rich
nisse

8

ich
nisse

7



8018

Erlebnisse eines Kriegskorrespondenten

aus den Jahren 1859, 1866 und 1870

von

P. HEINRICH

Verfasser der »30 Jahre aus dem Leben eines Journalisten«,
»Erzherzog Johann« etc. etc.

Erstes und zweites Tausend



Wien 1908

Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel)

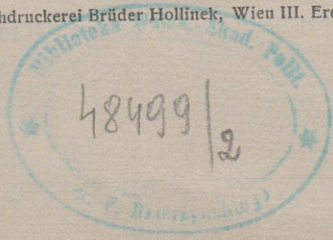
355/92)

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht, vorbehalten.

509/III



Gesellschafts-Buchdruckerei Brüder Hollinek, Wien III. Erdbergstraße 3



Sr. Exzellenz

Johann Freiherrn von Chlumecky

wirkl. geh. Rat, Minister a. D., Mitglied des Herrenhauses etc. etc.

in Verehrung und Dankbarkeit
zugeeignet

vom Verfasser.



St. Erhard

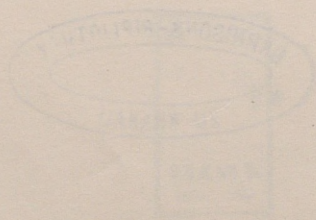
Johann Freiherrn von Chimney

von der k. k. Hof- und Reichs-Kammer zu Wien

in Verwaltung und Darstellung

der

vom Verfass.



MOTTO:

Zu den interessantesten Lektüren gehören Biographien, insbesondere Selbstbiographien. Es gewährt ein fesselndes Schauspiel, zu sehen, wie Menschen von den verschiedensten Charakteren und mit den verschiedensten Schicksalen es angefangen haben, mit dem Leben fertig zu werden. Josef Unger.

Vorwort.

Es kann nicht die Absicht des Autors sein, mit diesem Büchlein eine Geschichte der Kriege von 1859, 1866 und 1870 zu geben. Diese ist bereits von berufeneren Federn in erschöpfender Weise behandelt worden und es ist kaum ein Gesichtspunkt noch zu finden, von dem aus Neues über diese Feldzüge zu sagen wäre.

Was hier mitgeteilt wird, sind persönliche Erinnerungen; es sind Eindrücke eines Nichtkombatanten von diesen großen und folgenschweren Kriegen wiedergegeben. Dabei wird manches erzählt, was bisher noch nicht allgemein bekannt geworden ist. Der Autor glaubt, daß durch diese Mitteilungen manches bisher ungeklärte Detail in ein helles Licht gesetzt wird. Bekanntes wird nur insoweit flüchtig angeführt, als es für den Zusammenhang der Darstellung unumgänglich notwendig erscheint.

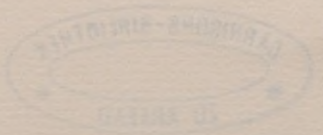


Das Buch ist ein Geschenk der
Bibliothek der Universität
zu Bonn

Vorwort

Es kann nicht die Absicht des Autors sein, mit
diesem Buche eine Geschichte der Sprache von
1550 bis 1800 zu geben. Diese ist bereits
von Boppert, Fickler in eingehender Weise
behandelt worden und es ist kaum ein Gebiet
mehr zu finden, von dem aus weiter über
diese Sprache zu reden wäre.

Was hier angestrebt wird, sind petrologische
Einsparungen, es sind die kleinen, die
nicht von den großen und allgemeinen Regeln
ausgehen. Diese sind meistens erst seit der
letzten Zeit als ein Gebiet gewertet, für die
Ableitung der Sprache ihrer Vorfahren, man
hatte meistens dabei in der Regel nicht geacht
auf die Sprache und nur darauf, die
Formen der Sprache zu erklären.



Inhalt.

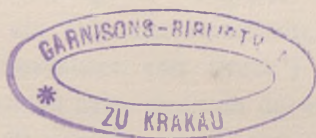
	Seite
Im Hauptquartier der Südmarmee 1859	1—124
Konflikt mit dem Finanzminister Frhrn. v. Bruck	3
Zur Arbeit assentiert	13
Die erste Station	18
Historisch-kritische Bemerkungen	62
Der erste Zusammenstoß	78
Peinliche Überraschung	89
Schlacht vor Magenta	97
Schlag auf Schlag	109
Im Hauptquartier der Nordarmee 1866	125—258
Doppelt verpflichtet	127
Mein erster Bericht	145
General Gablenz und der »geheime Plan«	157
Der Anfang vom Ende	176
Königgrätz	188
Die Epidemie der Furcht	205
Auf dem Heimwege	231
Die Cholera	238
Schlußwort	248
Deutsch-Französischer Krieg 1870	257—279
Berliner Tage	259

Inhalt

1-12	Im Hauptquartier der Götterwelt 1879
13	Konflikte mit dem Kaiserlichen Hof in Berlin
14	Der Kaiser in Berlin
15	Die erste Session
16	Die zweite Session
17	Die dritte Session
18	Die vierte Session
19	Die fünfte Session
20	Die sechste Session
21	Die siebte Session
22	Die achte Session
23	Die neunte Session
24	Die zehnte Session
25	Die elfte Session
26	Die zwölfte Session
27	Die dreizehnte Session
28	Die vierzehnte Session
29	Die fünfzehnte Session
30	Die sechzehnte Session
31	Die siebzehnte Session
32	Die achtzehnte Session
33	Die neunzehnte Session
34	Die zwanzigste Session
35	Die einundzwanzigste Session
36	Die zweiundzwanzigste Session
37	Die dreiundzwanzigste Session
38	Die vierundzwanzigste Session
39	Die fünfundzwanzigste Session
40	Die sechsundzwanzigste Session
41	Die siebenundzwanzigste Session
42	Die achtundzwanzigste Session
43	Die neunundzwanzigste Session
44	Die hundertste Session

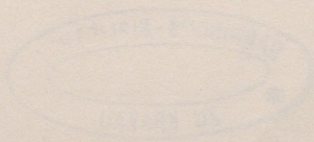
Im Hauptquartier der Südarmee

1859



Im Hauptquartier der Südbahn

1859





Konflikt mit dem Finanzminister Freiherrn v. Bruck.

Meine Einführung in die Journalistik verdanke ich dem Chefredakteur des »Österreichischen Lloyd«, Herrn Dr. Basch — im engeren Kreise der Berufsgenossen als der »kleine« Basch bekannt.

Das bezeichnete Blatt war sowohl in bezug auf das Format als auch bezüglich der Anordnung der einzelnen Rubriken dem »Pester Lloyd« nachgebildet. Als Herausgeber fungierte ein Herr Loewenthal, ein Triestiner Kaufmann, der dem damaligen Finanzminister von Bruck*) schon in Triest nahegestanden hatte und nun der eigentliche Eigentümer des Blattes war, wenn auch als solcher nicht öffentlich genannt, so doch in journalistischen

*) Finanzminister Bruck fand in dem gegen den Direktor der Kreditanstalt »Franz Richter und Genossen« wegen vorgefallener Unregelmäßigkeiten bei Armeelieferungen während des Krieges vom Jahre 1859 angestregten Prozeß seine Ehre engagiert und gab sich am Schlusse dieses Prozesses, nach der ihm widerfahrenen Enthebung vom Amte, in der Nacht vom 22. zum 23. April selbst den Tod.

Kreisen wie auch in der Handelswelt als der »Geldgeber« bekannt.

Mir fiel zu jener Zeit (1857) die Aufgabe zu, über alles das, was der Tag brachte und publizistisch verwertbar erschien, in Kürze zu berichten, hauptsächlich jedoch über die Vorkommnisse im Gemeinderat, Gewerbeverein und in sonstigen öffentlichen Versammlungen zu referieren.

Als ich mich einmal darüber beklagte, daß der mir zugewiesene Raum für all diese Mitteilungen doch allzu gering zugemessen sei, bemerkte mein Chef scherzend: »In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister«, und damit war die Sache ein für allemal erledigt.

In einer Beziehung jedoch kam mir Herr Basch freundlichst entgegen; er gewährte mir in meiner Rubrik vollkommene Freiheit, beeinflußte mich niemals, ja sah es sogar gern, wenn ich meinen Berichten über wichtige Angelegenheiten ein kritisches Raisonement voranstellte.

Eine solche Kritik wurde mir übrigens einmal sehr übel genommen, nicht von meinem Chef, wohl aber von einem Vortragenden, einem Professor an der Technik, der im Gewerbeverein über ein Metall, Aluminium genannt, berichtete, welches »epochal« und besonders für die Industrie von großer

Bedeutung sei. Er wies auch allerlei Luxusgegenstände vor, bei denen bereits das Aluminium in Verwendung kam, das seiner Ansicht nach eine große Zukunft habe und sogar vielfach anstatt Silber verwendet werden könnte. Zur Bestätigung dessen zeigte er einige Operngläser, die, in der Offizin des Optikers Waldstein hergestellt, tatsächlich viele Vorzüge aufwiesen.

Der Vortrag war an und für sich sehr interessant und wurde auch von den Zuhörern beifällig aufgenommen. Allein gelegentlich der Diskussion über diesen Gegenstand wurde festgestellt, daß vorläufig das Metall nicht nutzbringend verwertet werden könne, hauptsächlich deshalb nicht, weil seine Beschaffung viel zu kostspielig wäre.

In meinem Berichte über diesen Gegenstand fand ich es nun für zweckmäßig, alle die erhobenen Einwendungen zu registrieren und ich fügte dann noch einige Bemerkungen hinzu, die mir, wie sich später zeigte, von dem Vortragenden sehr übel genommen wurden. In der nächsten öffentlichen Sitzung des Gewerbevereines wurde ich von dem Fürsprecher des Aluminiums heftig angegriffen, obschon er doch wissen mußte, daß meine Einwände gegen die Einführung des Aluminiums vollkommen übereinstimmten mit denen, die in der vorangegangenen Sitzung

von maßgebender Seite geäußert worden waren. Ich war eben im Begriffe, mir vom Vorsitzenden des Gewerbevereines die Erlaubnis zu einer Erwiderung zu erbitten, da kam mir mein älterer Kollege Dr. Maximilian Engel, Redakteur der amtlichen »Wiener Zeitung«, zuvor; er meldete sich zum Wort, das ihm ohne weiteres erteilt wurde. Mit einer Wärme, ja Leidenschaftlichkeit, als wäre er der Angegriffene, wies er die »ungebührlichen und unqualifizierbaren Vorwürfe« zurück. Ich hätte es kaum gewagt, mit so scharfen Worten einem Professor entgegenzutreten. Am nächsten Morgen erzählte ich den Vorgang — ich bekenne, nicht ohne Verlegenheit — Herrn Basch, der darüber so in Aufregung geriet, daß er sofort erklärte, die Einleitung zu meinem Berichte werde diesmal er schreiben mit der Bemerkung: »Dem wolle er einmal ordentlich heimleuchten!«

Ich erwähne diesen an und für sich ganz geringfügigen Vorfall deshalb, weil er symptomatisch ist für die damaligen Verhältnisse der Berichterstattung, die sich im Laufe der Jahrzehnte ganz und gar geändert haben. Wo fände sich heute der Vorsitzende irgendeiner öffentlichen Versammlung, der einem angegriffenen Journalisten zu seiner Verteidigung das Wort erteilen würde; wo ein älterer Kollege,

den eigentlich die Sache nicht direkt anging, der sich veranlaßt sehen würde, für einen jüngeren so warm einzutreten!?

Als bezeichnend für das Verhältnis zwischen Herausgeber und Chefredakteur mag folgende Episode gelten: Der Herausgeber, Herr Loewenthal, hatte eine Notiz veröffentlicht, in der er die Verwaltung der »Österreichisch-ungarischen Lloyd Dampfschiffahrtsgesellschaft« kräftig belobte. Als diese Notiz erschienen war, entspann sich nun zwischen Loewenthal und dem Chefredakteur Dr. Basch eine scharfe Auseinandersetzung, in deren Verlaufe Basch so gereizt wurde, daß er dem Herausgeber erklärte: Er hätte schon wiederholt darauf hingewiesen, daß er nicht dulde, daß hinter seinem Rücken etwas ins Blatt geschmuggelt werde, ohne daß er vorher davon in Kenntnis gesetzt worden wäre; dagegen müsse er ein für allemal Verwahrung einlegen, und schließlich rief er Herrn Loewenthal zu, er möge sich das in Hinkunft vergehen lassen und sich damit begnügen, den Löwenanteil des Ertrages aus dem Blatte zu ziehen und nicht den Journalisten spielen, denn so oft er die Feder ergreife, komme immer eine Blamage heraus!

Der so stark Angegriffene wurde feuerrot, erwiderte aber kein Wort und verlies sofort das Bureau.



Ernster sah es ein andermal aus.

Dr. Basch, der sonst immer der erste in der Redaktion war, fehlte. Die Vormittagsstunden waren bereits weit vorgeschritten. Besorgt, daß ihm etwas geschehen sein könnte, schickte man in seine Wohnung um Auskunft. Dort erfuhr man, daß Basch die Wohnung wie immer zeitlich morgens verlassen und keine Botschaft zurückgelassen hätte. Man fand es auch zweckmäßig, bei der Polizei Erkundigungen einzuziehen, ob ihr vielleicht ein Unfall gemeldet worden wäre; das war nicht geschehen. Erst gegen Mittag erschien Basch sichtlich aufgeregt in der Redaktion. Er verfügte sich, ohne zu grüßen und Grüße zu erwidern, zu seinem Schreibpult, zog mit einer gewissen Hast die einzelnen Schubladen hervor, entnahm denselben einen ganzen Stoß von Schriftstücken und nachdem er sie unter großer nervöser Erregung in seine Handtasche gelegt, rief er den Diener und beauftragte ihn, das Portefeuille in seine Wohnung zu bringen, da er das Bureau für immer verlasse!

Man kann sich denken, wie diese Äußerung auf uns, die wir im Bureau anwesend waren, wirkte; nur einer nahm sie seltsamerweise ganz gleichgültig auf; das war Loewenthal. War er froh, Basch, mit dem er sich ja nie recht vertragen gekonnt, los zu



werden, oder glaubte er nicht recht an den Entschluß, kurz er frug nicht um den Grund, stillschweigend nahm er die Äußerung Basch' zur Kenntnis und ließ sich in seiner gewohnten Arbeit durchaus nicht stören. Tatsächlich verließ Basch, nachdem er noch einige Sachen zu sich gesteckt hatte, das Bureau.

Mir persönlich war die Sache sehr peinlich! Dr. Basch war mir stets ein nachsichtiger und wohlwollender Chef gewesen — was sollte nun ohne ihn hier werden?

Am nächsten Morgen fand ich jedoch zu meiner angenehmen Überraschung Dr. Basch wieder an seinem gewohnten Platze bei der alltäglichen Arbeit. Zu fragen, was ihm denn gestern zugestoßen sei, wagte ich nicht. Ich hatte nur meine innerliche Freude daran, ihn wieder froh und munter am Schreibtisch zu sehen.

Erst nach einigen Tagen bekamen wir Redakteure durch Loewenthal die ersehnte Aufklärung. Er erzählte: Er komme eben vom Minister (Bruck), der ihm mitgeteilt habe, daß er vor kurzem eine etwas scharfe Auseinandersetzung mit Herrn Basch gehabt hätte, der gekränkt und beleidigt war, weil er ihm wegen eines finanziellen Artikels Vorstellungen machte. Basch hatte ihm sofort in gereiztem Tone erklärt, solche Einwendungen lasse er sich nicht gefallen,



und er hätte auch sofort seine Entlassung gegeben. Viel hätte übrigens, wie der Minister noch weiter in scherzhaftem Tone hinzugefügt haben soll, nicht gefehlt, so hätte Basch ihn (Bruck) entlassen. Da er jedoch Basch kenne und wisse, daß er in aufgeregtem Zustande vieles sage, was er nach wiedergewonnener Ruhe bedauere, so habe er sich veranlaßt gesehen, die ganze Sache nicht ernst zu nehmen und um dem Zwist ein rasches Ende zu geben, habe er Dr. Basch in optima forma einen — Entschuldigungsbrief sofort nachgeschickt! Auch diese Sache ist in manchem Betracht anders verlaufen, als dies vielleicht heute geschähe . . .

Man würde übrigens fehlgehen, wenn man Basch nach den erzählten Vorgängen, deren sich ja im Laufe der Jahre noch manche gleichartige ereigneten, beurteilen wollte. Seine rauhe Außenseite barg ein weiches Herz. Wie bei so vielen Menschen nervösen Charakters, die bei den geringsten Anlässen aufzubrausen pflegen, doch bald wieder nach der Explosion den mildesten Ton anschlagen, war es bei Basch zuweilen fast rührend anzusehen, wie er sich nach einem Streite bemühte, wieder alles gut zu machen. Er war eben ein seelenguter Mensch, voll Teilnahme für Arme, Unglückliche und Notleidende. Wer an sein Herz appellierte, konnte gewiß sein,

Hilfe zu finden. Er gab oft den letzten Groschen her, nicht daran denkend, in welche Situation er selbst dadurch geraten konnte.

Für seine Person brauchte er blutwenig; seine täglichen Bedürfnisse waren auf das geringste Maß beschränkt und für seine Toilette gab er weniger aus als ein besser gestellter Arbeiter. Fast nie hat man ihn anders als in einem kurzen Mäntelchen gesehen, das, je nach der Jahreszeit, aus stärkerem oder dünnerem Stoffe bestand. Spöttische Zungen behaupteten, seine Vorliebe für dieses Kleidungsstück komme daher, weil er damit seine sonstige fadenscheinige Gewandung verdecken könne. Das war aber schon deshalb unrichtig, weil er ja nie etwas auf das Gerede der Leute gab und es ihm total gleichgültig war, was über ihn gesprochen wurde. Da er übrigens kein Gesellschaftsmensch war, Einladungen nie annahm, von welcher Seite sie auch kommen mochten, sein Umgang sich nur auf wenige Leute, auf seine Tischgenossen, beschränkte, erschien es ihm ganz überflüssig, viel für Kleider auszugeben. Es gibt zwar Menschen, die, je mehr sie von der Natur vernachlässigt sind, desto eitler werden und den »Kleiderkünstler« häufiger in Anspruch nehmen als andere, die von der Natur besser bedacht wurden. Bei Basch, der gewiß

kein Adonis war, war das aber gar nicht so; er legte nicht den geringsten Wert darauf, sich »schön zu machen«.

Es scheint mir nicht überflüssig, an dieser Stelle noch ausdrücklich zu betonen, daß er auch den Verkehr mit seinen engeren Berufsgenossen auf das geringste Maß beschränkte; die wirklich talentierten waren ihm — wie er behauptete — zu hochmütig, von den untalentierten wollte er aber nichts wissen. So blieb er vereinsamt, zumeist auf sich selbst angewiesen.

Zur Arbeit assentiert.

Seit Monaten, seit der denkwürdigen Neujahrsansprache Napoleons III. an den österreichischen Gesandten war in den inländischen und ausländischen Journalen von nichts anderem die Rede, als von der Spannung, die zwischen Österreich, Frankreich und Sardinien ausgebrochen sei. Von Tag zu Tag wechselten die politischen Blätter ihre Berichte; bald hieß es, daß schwere Gewitterwolken heranziehen, und man sprach sogar davon, daß das Gewitter bald losbrechen werde, und bald darauf wieder konnte man lesen, daß sich der Himmel aufgeheitert habe und Hoffnung auf Erhaltung des Friedens vorhanden sei. Als Illustration zu diesem Diplomaten-spiele brachte jede neue Nummer der von M. G. Saphir herausgegebenen Zeitschrift »Der Humorist« einen »Leitartikel« mit der Überschrift: »Es kommt zu was, es kommt zu nichts« ohne weiteren Text. Tatsächlich wurde hüben und drüben eifrigst fortgerüstet mit der beiderseitigen Entschuldigung: »Wer den Frieden erhalten will, muß den Krieg vorbereiten.«

Mein guter Chef wütete. Was seine Feder nicht niederschreiben durfte, da sie einem hohen Staatswürdenträger zu dienen hatte, das brachte um so lebhafter seine Zunge zum Ausdruck. Als Leitartikler eines halboffiziellen Blattes mußte er sich selbstverständlich einige Zurückhaltung auferlegen! Basch in der Zwangsjacke! Es lag etwas Tragikomisches darin ...

Soviel ich aus den kleinen Gesprächen mit dem Herausgeber des Blattes entnahm, befürchtete dieser, der Krieg würde das Blatt in ungeheuerlicher Weise belasten und man werde im Kriegsfall genötigt sein, die Gehalte der einzelnen Redakteure stark zu reduzieren; ich konnte nicht recht begreifen, wie weit die Reduktion bezüglich meiner Person gehen könnte, da mein Gehalt ohnedies schon auf das geringste bemessen war!

Eines Tages eröffnete mir plötzlich Dr. Basch, daß er sich entschlossen hätte, mich als Kriegskorrespondenten nach Italien zu schicken. Es war dies zu einer Zeit, als die Erhaltung des Friedens bereits ausgeschlossen war und der Ausbruch der Feindseligkeiten als unmittelbar bevorstehend galt. Er eröffnete mir auch gleichzeitig, daß er sich mit anderen Blättern dahin geeinigt hätte, daß ich auch für diese korrespondieren sollte, weil sonst die

Auslagen für den »Lloyd« allein unerschwinglich wären.

Ich traute meinen Ohren nicht! Wer um Gottes willen konnte auf diesen Gedanken gekommen sein! Nach den weiteren Mitteilungen meines allgewaltigen Chefs kam ich zur Kenntnis, daß ich als Kriegsberichterstatter dem Ministerium bereits namhaft gemacht worden und bestimmte Aussicht vorhanden sei, im Hauptquartier zugelassen zu werden. Das alles war geschehen, ohne daß ich vorher gefragt worden wäre, ohne daß man meine Zustimmung eingeholt hätte. Freilich konnte das nur unter den obwaltenden Umständen, unter der absolutistischen Herrschaft eines Mannes geschehen, der, wie Basch, in allem, was er tat, von der Voraussetzung ausging, daß sein Wille allein in allen Dingen maßgebend, ein Widerspruch ausgeschlossen sei. Vielleicht mochte er auch in seiner wohlwollenden Gesinnung für mich angenommen haben, mir durch diese seltsame Berufung einen Beweis seines Vertrauens zu geben und mir durch seinen »Entschluß« große Freude zu bereiten.

Nun wäre es ja freilich unter gewöhnlichen Umständen das Einfachste gewesen, die so ehrenvolle Mission abzulehnen! Unter gewöhnlichen Umständen hätte sich dieser Vorgang als der einzig richtige



empfohlen, nicht aber einem Manne gegenüber, der, wie Basch, einen Widerspruch nicht duldete und der, wenn ich ihm die Gründe meiner Abweisung bekannt gegeben hätte, darin vielleicht sogar eine persönliche Beleidigung gesehen und mir sofort den »blauen Bogen« zugesandt haben würde. Wie konnte sich — das wäre seine Argumentation gewesen — jemand anmaßen, ein besseres Urteil über die Befähigung eines Menschen zu haben als er?! Nein, an einen Widerspruch oder gar an eine entschiedene Ablehnung des Antrages war nicht zu denken!

Um aber doch, ich möchte sagen, zu meinem eigenen Schutze etwas zu tun, sah ich mich veranlaßt, alles das, was ich auf dem Herzen hatte, Herrn Loewenthal gegenüber rückhaltlos auszusprechen. Ihm konnte ich ja offen sagen, daß ich von militärischen Dingen nichts verstehe, kaum mehr als ein eben abgerichteter Rekrut, und schon gar nichts vom Kriegsspiel und dergleichen. Hier fand ich nun einigermaßen Beruhigung durch die Mitteilung, daß das Möglichste geschehen werde, um mir meine Aufgabe zu erleichtern. Dr. Basch habe sich schon an einen ihm befreundeten General gewendet und die Zusicherung möglicher Förderung erhalten.

Nach dem Wunsche Basch' traf ich nunmehr die

Vorbereitungen zur Abreise. Ich erwähne nebenher, daß der »häusliche Krieg«, den ich mit meiner Mutter durchzukämpfen hatte, eine böse Sache war. Daß ich freiwillig in den Krieg gehen will, das schmerzte sie um so mehr, als sie, wie sie klagte, ein Heidengeld für meine Befreiung vom Militärdienst ausgegeben hatte; schließlich mußte sie sich aber doch ins Unvermeidliche fügen und nur mit Widerstreben ging sie daran, für meine Equipierung das Nötige herbeizuschaffen.

Die erste Station.

Die Marschroute meines obersten Herrn lautete: »Nach Verona«. Das hatte nun seinen guten Grund: Dort sollte sich nämlich zur Zeit sein Freund, der General, dessen Name mir von Loewenthal schon früher einmal genannt worden war, befunden haben. An diese hohe militärische Persönlichkeit hatte ich ein Einführungsschreiben erhalten mit dem Bedeuten, es sofort nach meiner Ankunft in Verona abzugeben.

Dem Befehle entsprechend, begab ich mich also noch in derselben Woche an Ort und Stelle. Die Gelegenheit war günstig. Ich konnte mich tatsächlich dem Genannten, der sich zur Zeit in Verona aufhielt, vorstellen lassen.

Mit einem unbehaglichen Gefühle hatte ich dem Adjutanten des Feldmarschalleutnants . . . mein Einführungsschreiben mit dem Ersuchen überreicht, mich bei Sr. Exzellenz anzumelden. Was ich schon in Wien und später während der Fahrt nach Verona über diese Persönlichkeit zu hören bekam, erweckte

große Besorgnisse in mir. Man schilderte mir ihn nämlich als einen schwer zugänglichen Soldaten, als einen Mann, der selbst den Offizieren gegenüber nicht Maß zu halten wisse und, wenn er sich just in übler Laune befinde, einen Ton anzuschlagen pflege, der geeignet sei, starke Mißstimmungen hervorzurufen. Es wurden mir zur Bekräftigung dessen die ungeheuerlichsten und haarsträubendsten Sachen mitgeteilt, die sich, trotzdem seither der betreffende Herr schon längst zu den Toten gehört, doch nicht gut wiedergeben lassen — »de mortuis nil nisi bene!«

Man sagte mir auch — was eigentlich mich am meisten anging — daß er den Zivilisten gegenüber ganz besonders unfreundlich zu sein pflegte und sie als Menschen bezeichnete, die, weil sie nie den kaiserlichen Rock getragen, selbst die höchste Autorität nicht anerkennen.

Und diesem Manne sollte ich, ja mußte ich noch meine Aufwartung machen und ihn noch überdies mit einer Bitte »belästigen«. Schließlich beruhigte mich aber doch wieder einigermaßen der Gedanke, daß er ja, der beste Freund meines Chefs, mir gegenüber doch einige Rücksicht nehmen dürfte! Ich hatte mich, wie ich sofort bemerken will, nicht getäuscht.

Im Widerspruche zu all den Schilderungen, die mir von ihm entworfen worden waren, fand ich

den General sogar sehr entgegenkommend. Er begrüßte mich wie einen alten Bekannten, reichte mir die Hand, lud mich ein, Platz zu nehmen, ja er entschuldigte sich sogar, daß er mich stehend anhöre das viele Sitzen täte ihm nicht gut. Meinen Empfehlungsbrief las er mit sichtlichem Interesse, dann bemerkte er, daß ihm mein Erscheinen in Verona bereits vom Kriegsministerium notifiziert worden sei. Was in seiner Macht gelegen sei, werde er gerne tun, es werde alles geschehen, meine Zuteilung zum Hauptquartier zu ermöglichen.

Im weiteren Verlaufe des Gespräches erkundigte er sich eifrigst nach dem Befinden »seines Freundes« Basch, und was mich ganz eigentümlich berührte, war die weitere Frage, ob dieser »kleine Kerl« noch immer so rabiät wie früher sei. Ferner erkundigte er sich nach der Stimmung seiner »geliebten Wiener«, wie sie über den Krieg denken, ob sie hoffnungsfreudig seien und um dergleichen mehr: kurz er machte auf mich den Eindruck eines Mannes, mit dem sich ganz gemütlich plaudern läßt. Nur einmal verfiel er in eine schärfere Tonart: als nämlich das Gespräch auf die Presse kam. Da zeigte er eine starke Voreingenommenheit gegen sie und er erging sich in Ausdrücken, die für einen auf Intelligenz Anspruch erhebenden Menschen gar seltsam zu

nennen war. Zur Begründung seiner Stimmung nahm er von seinem Schreibtische eine (Berliner) Zeitung und in gereiztem Tone sagte er: »Da lesen Sie einmal, was sich so ein Skribent einer Zeitung erlaubt! Erfrecht sich so ein Allesbesserwissenwollender, meine ernste Mahnung an die Bevölkerung von Verona zu bekritteln, und zwar in einer Weise, als wäre er mein Vorgesetzter; was versteht denn ein solcher Zivilist von militärischen Dingen!« — das Wort Zivilist sprach er mit ganz besonders scharfer, ironischer Betonung aus. — Die Kritik des Blattes, die mit vielen roten Strichen versehen war, lautete unter anderem: »Mit einer solchen hochmütigen Sprache macht man sich nur unbeliebt und stößt gute brave Menschen vor den Kopf.« Zu meiner Information las er mir dann jene Stelle vor, auf die sich der Angriff bezog: es hieß da ungefähr: »Ich komme als Euer Freund, um Euch Schutz zu gewähren . . ., mir könnt ihr vertrauen, denn ich bin ein guter Österreicher: Euch aber ist nicht zu trauen, denn Ihr seid schlaue Italiener!« Es war dies das erste Manifest, das Feldmarschalleutnant . . . an die Bevölkerung von Verona gerichtet hatte.

Das war nun freilich nicht der richtige Ton, geeignet, die Bevölkerung zu beruhigen, aber schon gar nicht, Vertrauen einzuflößen; ich hütete mich

jedoch wohl, meine Meinung darüber zu äußern. — Was mir während dieses Gespräches noch auffiel, war, daß der General häufig mit dem Säbel auf den Boden pochte, etwas, was sehr störend war, sowie daß in kurzen Intervallen ein Offizier erschien, ohne daß der Kommandant eine Bemerkung darüber gemacht hätte . . .

Das Gespräch mochte ungefähr eine halbe Stunde gedauert haben, als der Kommandant plötzlich mit höflicher Entschuldigung abbrach, mich jedoch einlud, ihn am nächsten Morgen wieder mit meinem Besuch zu erfreuen; dann erteilte er dem Adjutanten den Befehl, mir einen Passierschein für alle Militär- und Zivilbehörden auszufertigen und ihm sofort zur Unterschrift vorzulegen; zu mir gewendet, fügte er dann noch bei, daß er mir ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an den Oberkommandanten Feldzeugmeister Grafen Gyulay mitgeben werde. Zum Abschied reichte er mir die Hand mit dem Gruß: »Auf baldiges Wiedersehen!«

Draußen im anstoßenden Zimmer konnte ich nicht umhin, meiner Freude über den außerordentlich freundlichen Empfang Ausdruck zu geben. Der diensttuende Adjutant erwiderte kurz: »Nun, da können Sie auch froh sein! Nicht jedem ist das gleiche Schicksal beschieden.« Als ich mein Erstaunen

darüber ausdrückte, daß die Herren Offiziere so ohne weiteres vor dem Kommandanten erscheinen können — was doch eigentlich nicht üblich sei — ward mir die Aufklärung, daß es selbstverständlich niemand wagen dürfe, ungerufen einzutreten, und es geschehe dies auch nur auf ein gegebenes Zeichen mit dem Säbel, dessen sich der Kommandant anstatt einer Glocke bediene; jeder einzelne Stoß auf den Boden zeige auch an, wen er zu sprechen wünsche. Nun wußte ich, was dieses wiederholte störende Klopfen mit der Säbelscheide zu bedeuten hatte. — In Parenthese sei eingeschaltet, daß Feldzeugmeister Gyulay auf eine ähnliche Art seinen Adjutanten herbeizurufen pflegte; nur bediente er sich nicht eines Säbels, sondern eines kleinen — Kindertrompetchens!

Nun mußte ich endlich daran gehen, meinen ersten Bericht für den »Lloyd« fertigzustellen. Ich verfügte mich in das »Café Militare«, obgleich ich wenig Hoffnung hatte, daselbst ein Plätzchen für eine ruhige Arbeit zu finden. Ich versuchte es aber doch, und — der Zufall war mir günstig. An einem runden Tischchen in einer Fensternische saß ein einzelner Herr, ein Zivilist, der einzige unter den so vielen Gästen. Nach der üblichen Entschuldigung entnahm ich meiner Umhängetasche die nötigen

Schreibrequisiten und begann die Arbeit. Ich hatte bereits zwei Quartseiten vollgeschrieben und war nicht wenig stolz darauf, daß mir die Einleitung, streng politischen Inhaltes, so gut gelungen schien. Beim Durchlesen fiel mir plötzlich ein, daß die Korrespondenz keine Verwendung finden könne; ich besprach nämlich die Vorkommnisse vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten, fing mit der bekannten Neujahrsrede Napoleons an und schilderte im Auszuge den Federkampf der Diplomaten, stark bekrittelnd die »Ungeschicklichkeit« unseres Leiters des auswärtigen Amtes, der den Krieg leicht hätte vermeiden können. Das war nun alles sehr richtig, allein ich vergaß, als ich die abfälligen Bemerkungen niederschrieb, daß der eigentliche Chef des »Lloyd«, Finanzminister Bruck, als einer jener Staatsmänner auch eine hervorragende Rolle gespielt habe und sich daher durch meine kritischen Bemerkungen getroffen fühlen müsse. Es war gut, daß mir dies vor dem Abgang der Korrespondenz eingefallen war. Später hätte sie, bei allem Wohlwollen des Dr. Basch für mich, gewiß mir unwillkommene Folgen gehabt. Ich verwarf also die Einleitung und begann eine andere. Sie enthielt allgemeine Betrachtungen über die »Greuel« des Krieges. Auch diese mußte bei Seite geschoben werden, denn der Krieg hatte noch nicht

begonnen, es fehlte also für diese Schilderung die Aktualität.

Der dritte Versuch schien — wenigstens mir — gelungen. Ich berichtete einfach in schlichter Form über Gesehenes und Erlebtes während meiner Fahrt nach Verona und über das Leben und Treiben in der Stadt selbst. Einen breiten Raum widmete ich dem mit dem General stattgehabten Gespräche, mit besonderer Betonung der angenehmen »Enttäuschung«, die ich hier durch dessen liebenswürdiges Benehmen erfahren hatte, ohne jedoch zu verschweigen, was ihm mehrfach von Untergebenen zum Vorwurfe gemacht werde.

Im Begriffe, die Korrespondenz zu kuvertieren, wurde ich plötzlich von meinem Tischnachbar, der mich bei der Arbeit beobachtet haben mochte, angesprochen. Er begrüßte mich sofort als Kollegen. Ich antwortete:

»Mit wem habe ich die Ehre?«

»Ich heiße Hackländer!«

»Dann muß ich die liebenswürdige Anrede höflichst zurückweisen!«

»Weshalb denn?«

»Weil es sich nicht für einen Lehrling geziemt, sich dem Meister gleichzustellen!«

Bescheiden erwiderte er: Er sei ebensowenig



ein Meister, wie ich ein Lehrling. Wäre ich es, so hätte man mir gewiß nicht eine so wichtige und schwierige Aufgabe zugewiesen, wie jene eines Kriegskorrespondenten.

Dann erzählte ich ihm, wie ich eigentlich dazu gekommen; es sei keineswegs mein Wille gewesen, mich so verwenden zu lassen, daß vielmehr ganz besondere Umstände dabei mitgewirkt hätten. Ich verhehlte ihm auch nicht, daß ich ein gewisses peinliches Gefühl empfinde, wenig Vertrauen zu mir selber hätte und darum befürchte, daß sich mein Chef in seinen Voraussetzungen getäuscht haben könnte. Hackländer versuchte mich zu beruhigen, unter Hinweis auf jene Zeit, da auch er ein Neuling als Kriegskorrespondent gewesen. Es war dies im Krimkriege der Fall, und tatsächlich habe auch er viele Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, aber schließlich sei es doch gegangen.

Nicht ohne Interesse war, was er über die erste Zeit seiner schriftstellerischen Tätigkeit erzählte. Wenn er auch von seiner frühesten Jugendzeit an viel Neigung zur Schriftstellerei gehabt, in seinen Mußestunden vielfach Versuche angestellt, ob er auch etwas Anständiges zu leisten imstande wäre, so hatte er doch eigentlich nicht viel Zeit, sich nach Wunsch auszubilden. Er sei nämlich für den Handelsstand

bestimmt gewesen, mußte den ganzen Tag »hinter der Budel stehen«, vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht hinein. Einem seltsamen Zufall — erzählte er weiter — hätte er es zu verdanken, daß er die Elle mit der Feder vertauschen konnte. Sein erster Chef, bei dem er in Kondition gestanden, hätte Bankerott gemacht und das Geschäft aufgeben müssen; von dem gleichen Schicksal wären auch sein zweiter und dritter Chef betroffen worden, und so sei er förmlich gezwungen gewesen, sich um eine andere Beschäftigung umzusehen. Da sei er nun auf den Gedanken gekommen, sich der Schriftstellerei zu widmen. Mit vielem Humor erzählte er, welche Herzensfreude es ihm bereitet habe, als er zum ersten Male seinen Namen gedruckt sah; am liebsten hätte er das betreffende Blatt mit seinem Namen in allen Straßen affigiert!

Es war eine förmliche Selbstbiographie in kurzen Strichen, eine Plauderei, der man gerne folgte. Seine Urteile über einzelne Publizisten, die er mir nannte, waren ziemlich abfällig. Diese Herren, meinte er, kümmern sich blutwenig darum, für welches Publikum sie schreiben, und das sei eben ihr Hauptfehler; jede Zeitung hätte einen eigenen Leserkreis, auf den man Bedacht nehmen müsse; jene Herren

aber schreiben zumeist für sich, um mit ihrem Wissen und Können zu prunken, nie für die Leser; man kennt daher wohl ihren Namen, aber sie brächten es doch nicht zu einer gewissen Popularität. Was Hackländer noch über das Wesen der Journalistik zu sagen wußte, zeigte mir, daß er in einem Zeitungsbureau nicht lange in Verwendung gestanden sein mochte; so naive Bemerkungen, wie man sie gar oft im Publikum von Laien hört und für die der wirkliche Journalist nur ein Lächeln haben kann.

Die Unterhaltung hatte ungefähr eine Stunde in Anspruch genommen. Sie wurde durch das Erscheinen eines dritten Herrn in Zivil unterbrochen. Hackländer stellte uns einander vor; es war der Kriegskorrespondent der Prager amtlichen Zeitung, Doktor Siegfried Kapper. Er kam, wie er sagte, um Herrn Hackländer einzuladen, abends in Bauers Restauration zu erscheinen, und da ich ihm als Kriegskorrespondent vorgestellt worden war, dehnte er seine Einladung auch auf mich aus. Ich sagte selbstverständlich zu.

* * *

Der Abend in Bauers Bierhalle zählt zu den schönsten Erinnerungen aus der ersten Zeit meiner journalistischen Tätigkeit. Hier lernte ich ein paar

liebe Berufsgenossen kennen, die mir, dem »Fuchs«, in kollegialster Weise entgegen kamen. Waren es auch nur einige Stunden, die ich mit ihnen verlebte, so genügten sie doch zu einer bleibenden Erinnerung. Es ist ja häufig so mit den Erlebnissen aus der frühesten Jugendzeit. Die Eindrücke, die wir da empfangen, sie bleiben einem, wenn sie auch noch so geringfügiger und bedeutungsloser Natur waren, oft länger in der Erinnerung haften, als wichtige Vorkommnisse aus der allerjüngsten Zeit.

Die Zusammenkunft beim Bauer galt übrigens nicht etwa bloß der Förderung eines geselligen Verkehrs, sie fand nicht bloß zu dem Zwecke statt, um die zur Zeit in Verona befindlichen Kriegskorrespondenten einander näher zu bringen; es lag ein ganz besonderer Grund vor.

Kapper hatte einen Vorschlag zu unterbreiten und er wollte hören, wie sich die Kollegen dazu verhielten. Es hatte ziemlich lange gedauert, bis er ihn vorbringen konnte. Die von ihm eingeladenen Herren waren nur in langen Zwischenpausen nach einander erschienen. Einer, auf dessen Kommen er wohl in erster Linie Gewicht gelegt haben mochte, war weggeblieben; es war dies Hackländer, den ich, was ich nur nebenher bemerke, überhaupt nicht mehr zu Gesicht bekommen habe. Anwesend waren —

neben dem Einberufer — noch die Herren Dr. Merta, ein gebürtiger Österreicher, der in Wien die medizinische Fakultät absolviert hatte und dessen Eltern nach Mailand gezogen waren, wo sie ein lukratives Bankgeschäft etabliert hatten — er war einer der Hauptredakteure der »Mailänder Zeitung«, der sich durch einige Lustspiele nach dem Vorbilde Goldonis vorteilhaft bekannt gemacht hat —, ferner waren noch: Wachenhusen für Berliner Zeitungen, ein Herr Major a. D. namens Bromber, der für die Militär-Zeitung verpflichtet war, ein englischer Korrespondent des »Herald«, dessen Name mir entfallen ist.

Kappers Vorschlag ging dahin, die Kriegskorrespondenten zu einem gemeinsamen Vorgehen bezüglich der Berichte vom Kriegsschauplatze zu bestimmen. Er besprach in Kürze die Vorteile, die eine solche Vereinigung zur Folge haben würde. In jedem Hauptquartier eines Korpskommandanten, so meinte er, sollte ein Kriegskorrespondent weilen, jeder dieser Korrespondenten sollte die erhaltenen Nachrichten sofort dem Kollegen im Hauptquartier melden und dieser sie dann gleichlautend an die verschiedenen ihm namhaft gemachten Blätter senden.

Es war klar, was damit hätte bezweckt werden sollen. Der Hauptredakteur im Hauptquartier sollte offenbar der Zensor für alle einlaufenden Nach-

richten sein und es war nahezu außer Zweifel, daß dieser wieder einem Hauptzensor im Armee-Hauptquartier untergeordnet wäre. Was Kapper noch über die »Vorteile« seines Antrages zu sagen wußte, übergehe ich, weil es im Gegenhalte zu dem Mitgeteilten ganz irrelevant war.

Man kann sich leicht denken, welchen Eindruck dieser merkwürdige Vorschlag auf alle machte. Wir blickten einander an; — wir fanden im ersten Moment nicht die Worte, um den Empfindungen Ausdruck zu geben, die uns, offenbar alle, in gleicher Weise erfaßten; nach einer kurzen Pause ergriff endlich Wachenhusen das Wort. Er sagte: »Das, was man uns da zumutet, ist einfach unqualifizierbar. Jeder von uns weiß, was für einen Zweck man mit dem Vorschlage verfolgt: Wir sollen alle miteinander plötzlich offiziöse Korrespondenten im Dienste des Oberkommandierenden werden. Das wird wohl keiner von uns sein wollen, und wollten wir es, da müßten wir erst die Zustimmung unserer Blätter einholen, wobei ich für meine Person bemerke, daß ich mich schämen würde, meiner Redaktion etwas ähnliches zu melden!« Wachenhusen sprach dann in liebenswürdiger Weise zu seinem Kollegen Kapper, der, wie er ausdrücklich betonte, nur in einem »hohen Auftrage« einen solchen Vorschlag

gemacht und ihn gewiß in der Überzeugung vorgebracht habe, daß er allseitig abgelehnt werden wird. Freilich hätte er für seine Person den Auftraggeber sofort mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen und ihm auch auf »gut deutsch« die Wahrheit gesagt. Da dies aber vom Kollegen Kapper nicht geschehen, so geben wir ihm, wie Wachenhusen scherzend hinzufügte, das »Mandat«, seinem »Herrn« zu erklären, daß der Antrag einstimmig abgelehnt worden sei. Ich erlaubte mir dazu noch die Bemerkung, daß von einer Ablehnung eigentlich keine Rede sein könne, da wir ja nicht vollzählig, einige unserer Kollegen bereits nach ihrem Bestimmungsort abgereist seien, in deren Namen wir ja auch nicht sprechen könnten, obschon man mit aller Bestimmtheit voraussetzen könne, daß auch jene der gleichen Ansicht sein würden, wie wir sie ausgesprochen haben. — Damit war die ganze Angelegenheit erledigt.

Nach dieser etwas ernsteren Auseinandersetzung ward die Unterhaltung eine gemütliche. Jeder der Herren gab irgend eine heitere Episode aus seinem Leben zum Besten. Der angenehmste Erzähler war Major a. D. Bromber; einzelne seiner Schilderungen aus dem Soldatenleben waren sehr reizend.

Während so Stund' um Stunde verrann und als

es fast Mitternacht geworden, kam ein Schreiben an Kapper. Aller Augen waren in diesem Augenblick auf ihn gerichtet. Er ließ uns nicht lange in unserer Neugierde verharren, und las es laut vor. Es kam aus Prag und lautete: »Hierorts das Gerücht verbreitet, daß neuerliche Friedensverhandlungen zwischen Österreich und Frankreich aufgenommen worden seien. Ist dort etwas näheres bekannt?«

Es ist schwer, den Eindruck zu schildern, den diese Anfrage gemacht hat! Die Offiziere, die in der Nähe unseres Tisches gesessen, erbaten sich das Schreiben und die Erlaubnis, es ihren Kameraden lesen zu lassen, die gleichfalls sehr betroffen waren, als sie von neuerlichen Friedensunterhandlungen hörten. Nun wurde natürlich vielfach darüber diskutiert. Die Meinungen gingen auseinander. Während manche der Ansicht waren, daß an dem Gerüchte etwas wahres sein könne, wodurch sich dann die Saumseligkeit in der Eröffnung der Feindseligkeiten erklären ließe, verhielten sich andere sehr skeptisch, andere wieder fanden es kurzweg — lächerlich.

Während dieser lebhaften Diskussion entstand plötzlich eine Bewegung im Garten. Aller Augen waren dem Haupteingange zu gerichtet. Dort erschien nämlich der General-Gouverneur mit seinem Stabe. Er mußte an unserem Tische vorbeigehen,

und als er meiner ansichtig wurde, ging er sofort auf mich zu, begrüßte mich und erkundigte sich, ob etwas neues aus Wien gekommen wäre. Da überreichte ihm Kapper das eben eingelangte Schreiben. Er war sichtbar nervös geworden. »Schon wieder dieselbe Dummheit!« bemerkte er hierauf. »Es ist die dritte ähnliche Nachricht, die mir heute von verschiedenen Seiten zugekommen ist!« Er ließ aber doch die »Möglichkeit« zu, daß die »Federhelden« in Wien etwas besonderes ersonnen hätten, gewiß wieder nur, wie er beifügte, um den Beginn der Feindseligkeiten hinauszuschieben, damit die feindlichen Armeen Zeit zur Vereinigung gewännen und mit ihrem Aufmarsch fertig zu werden. Was er sonst noch an wenig wohlwollenden Bemerkungen für diese »Federhelden« äußerte, läßt sich nicht gut wiedergeben. Dann wendete er sich wieder an mich und lud mich freundlichst ein, am nächsten Tage zu ihm zu kommen, da er mir den Empfehlungsbrief an den Oberbefehlshaber übergeben und mir noch andere wichtige Mitteilungen machen wolle. Dieses lebenswürdige Benehmen des Generals war allgemein aufgefallen. Man war es eben nicht gewöhnt, ihn in so angenehmen Verkehr mit einem Nichtmilitär zu sehen. Mein Nachbar am Tische, Herr Major a. D. Bromber, der sich übrigens schon früher sehr kolle-

gial gezeigt hatte, war von diesem Moment an noch freundschaftlicher und stellte mir unter Anderem auch den Antrag, mit mir vereint das Hauptquartier aufzusuchen, wobei er mir leise ins Ohr sagte, er wünsche aber nicht, daß sich unsere Gesellschaft vergrößere. Im Laufe des Abends machte er mir dann noch die erfreuliche Mitteilung, daß er einen eigenen bequemen Wagen mit zwei guten Pferden gemietet hätte, und daß wir unabhängig vom Train des Hauptquartiers unsere Exkursionen machen können. Das nahm ich natürlich mit großer Freude an, wäre ich doch sonst bemüßigt gewesen, dem Train des Hauptquartieres zu folgen, respektive mich Verfügungen des Trainkommandanten zu unterordnen, was unter Umständen meine Aufgabe nicht gefördert hätte. Es war aber auch noch etwas anderes, was mir den Antrag meines Kollegen sehr sympathisch erscheinen ließ. Hatte ich doch nunmehr einen Mann an meiner Seite, der mir in militärischen Dingen Rat erteilen und mir nützliche Weisungen geben konnte.

Der Morgen fing bereits zu grauen an, als wir auseinander gingen. Major Bromber war so freundlich, mich nach Hause zu begleiten, ich hätte mich sonst nie in den mir unbekanntem Straßen zurechtgefunden. Auf dem Heimwege wurde

noch mancherlei für die nächsten Tage besprochen und vereinbart. Die Abfahrt von Verona war für den nächsten Tag Abends bestimmt; wir wollten nur eine kurze Exkursion nach den nahe liegenden Ortschaften machen, um das Terrain kennen zu lernen. Mein Kollege ging nämlich von der Ansicht aus, daß sich unweit von Verona der Kampf entwickeln werde und daß es deshalb gut wäre, vorher gewisse Terrainstudien gemacht zu haben. Für den Vormittag war — bis zum Empfang beim Kommandanten — bestimmt, daß wir Beide unsere Papiere, respektive Legitimationen, beim Podestà legalisieren und das Weitere vorbereiten sollten, um dann direkt ins Hauptquartier zu gehen.

* * *

Die Ernennung Gyulays zum Oberbefehlshaber hatte in militärischen Kreisen keine sympathische Aufnahme gefunden, vielmehr eine arge Enttäuschung hervorgerufen. Das Auge der Armee war auf einen anderen Mann, auf den alten Heß gerichtet. Er galt als der Berufensten Einer, als der würdigste Nachfolger Radetzky's. In erster Linie seiner militärischen Vergangenheit wegen. Auf den verschiedensten Schlachtfeldern hatte er sich den nachhaltigsten Ruhm

erkämpft; — zur Führerrolle schien er übrigens auch berufen durch seine sonstigen vorzüglichen Eigenschaften. Er war ein Soldat von allgemeiner Bildung; er pflegte Kunst und Wissenschaft, er interessierte sich für alle ernsten Dinge, die auch außerhalb seines Berufskreises lagen und ganz besonders beliebt war er bei der Armee wegen seiner ausgezeichneten Herzenseigenschaften. Es mußte daher allgemein befremden und überraschen, daß ein General an die Spitze der Armee gestellt wurde, der stets nur ein Friedenssoldat gewesen, und als Korpsführer nur durch seine Mißerfolge in Ungarn bekannt war, ohne Vertrauen zu sich selbst und seinem Heere, ein Mann ohne Entschlossenheit, ohne Energie und Umsicht, der Gott weiß durch welche Einflüsse diese hohe und verantwortungsvolle Mission übertragen erhielt.

Nach hinterlassenen Aufzeichnungen eines Generals, der bis zu seinen letzten Jahren einen hohen Posten im Kriegsministerium bekleidete, soll Kaiser Franz Josef, als die Frage zur Lösung kommen sollte, wem das Oberkommando übertragen werden solle, seine Geneigtheit mit besonderem Nachdruck ausgesprochen haben, selbst an die Spitze seiner Armee zu treten. Als oberster Kriegsherr, so lautete die Motivierung, wolle er auch faktischer Herr im Kriege sein, sich einer Aufgabe nicht entziehen, die er als

eine seiner Regentenpflichten ansehe. Auch wolle er nicht gerne vor dem Kaiser Napoleon und dem König Viktor Emanuel zurückstehen. In den gedachten Aufzeichnungen heißt es nun weiter, daß seine Räte viele Mühe gehabt hätten, ihn von diesem Entschlusse abzubringen. Als dann FZM. Heß für den Posten des Oberkommandanten in Vorschlag gebracht worden, soll sich gegen ihn nach den weiteren Aufzeichnungen des oberwähnten Generals eine starke Gegnerschaft geltend gemacht haben, mit einer Motivierung, die sich nicht gut wiedergeben läßt, ebensowenig, wie es tunlich erscheint, über die Einflüsse zu berichten, welche sich zugunsten des FZM. Gyulay geltend machten. Allenthalben hieß es da: »Cherchez la femme!« und wußte man auch nicht die Person näher zu bezeichnen, so galt es doch als gewiß, daß sich hier ein weiblicher Einfluß geltend gemacht haben muß. Es war nun schon an und für sich von Übel für einen Mann in dieser Stellung, wenn man erst nach Gründen suchen muß, die ihm zu der großen Position verholfen haben, von Eigenschaften jedoch, die für eine derartige Berufung sprechen, niemand etwas wußte. Dieser Mißgriff in der Wahl des Oberbefehlshabers hat sich ja, wie bekannt, später sehr gerächt! Der Mangel aller Eigenschaften, die bei einem Ober-

befehlshaber vorausgesetzt werden, mußte eben naturgemäß zu den traurigsten Ergebnissen führen, die diesem Feldzuge einen so furchtbaren Ausgang bereiteten! Doch davon später!

Der zweite Tag in Verona fand mich bereits in einer besseren Stimmung. Das ängstliche Gefühl, die Befangenheit, die mich bis dahin beherrschte, war zum Teil gewichen, frisch und froh ging ich an die Arbeit und blickte ich in die Zukunft; doch dazu hatte wesentlich die Annäherung des Majors beigetragen, von dem ich mir eine freundliche Unterstützung erhoffen durfte, zum Teil auch das lebenswürdige Entgegenkommen mancher Stabsoffiziere, die mir im Bedarfsfalle ihre Unterstützung zugesagt hatten.

Ich benützte den Vormittag zur Fertigstellung der ersten Korrespondenz für die »Frankfurter Zeitung«. Sie ging diesmal recht flott von statten und ich konnte vieles niederschreiben, was für den »Lloyd« nicht gut möglich war, ich konnte mich freier bewegen, weil ich wußte, daß ich für ein freies, unabhängiges Blatt schreibe. Als ich mit der Arbeit fertig war und den Brief zur Post tragen wollte, erwartete mich vor dem Café mein Kollege Major Bromber mit seiner »Equipage«. Es war dies zwar,

wie man sich leicht denken kann, keine Staatskarosse, auch kein Fiaker nach modernem Muster, doch ein entsprechendes Fahrzeug für den beabsichtigten Gebrauch. Als praktischer Mann hatte Bromber das richtige gefunden: Eine geräumige Postchaise alten Stils stand da zu unserer Verfügung. Sie sah ganz stattlich aus! Neben dem gedeckten Kutschbocke hatte der Innenraum ausreichenden Platz für 6 Personen, war gut gepolstert, in bestem Zustande; der rückwärtige Teil wieder bildete gleichfalls eine geschlossene Abteilung und da hatten 4 Personen Platz. Das Gepäck konnte auf dem Dache, das mit einem festen Drahtgitter versehen war, untergebracht werden. Mein Kollege meinte, daß dieser breite Dachrand auch als Schlafstelle für seinen Diener werde verwendet werden können. Mit dem Vermieter dieses Wagens, einem ehemaligen Postmeister aus der Umgebung von Verona, war nach der Mitteilung des Majors ein präziser Vertrag abgeschlossen worden. Demnach waren nebst dem Wagen auch 2 Pferde beizustellen, mußte der Vermieter die Verpflichtung übernehmen, im Gebrauchsfalle auch ein drittes Pferd zur Verfügung zu halten, zu welchem Zwecke ein Schreiben an viele ihm befreundete Postmeister uns mitgegeben worden war, welche die Verpflichtung hatten, unsere Wünsche zu erfüllen. Für all

das war, wie mein Kollege weiter mitteilte, 3 Gulden in Silber täglich festgesetzt worden. Für den Kutscher, dessen Verpflegung und für das Futter der Pferde hatten wir zu sorgen. Außer den beiden vom Postmeister beigegebenen Pferden führte der Major noch sein eigenes Reitpferd mit, das von seinem Diener betreut wurde, der auch als mein Privatdiener verwendet werden konnte. Die gesamten Kosten wurden geteilt. Durch alle diese Anschaffungen waren wir unabhängig vom Train des Hauptquartiers und konnten voraussetzen, daß wir diesem nicht zur Last fallen würden. Es ist das für jeden Kriegskorrespondenten von einem nicht genug zu schätzenden Vorteil; denn häufig klagen die Kommandanten dieser Trains, die ohnehin für so vieles zu sorgen haben, daß der Train überlastet und seine Fortbewegung sehr erschwert sei; die dem Zivilstande angehörigen Personen, welche dem Train zugeteilt werden, bekommen dann, als nicht zur Armee gehörig, manche böse Bemerkungen zu hören. Wir konnten also gewiß sein, daß wir dem Trainkommandanten nicht zur Last fallen werden und hatten auch überdies unter uns vereinbart, soweit dies überhaupt möglich sein konnte, auch für unsere Verpflegung selbst regelmäßig zu sorgen.

Mein Reisegenosse hatte mich, wie gesagt, mit

dem geschilderten Vehikel erwartet, in der Absicht, einen etwas längeren Ausflug zur Eklairierung des Terrains zu machen, wo mutmaßlich der erste Zusammenstoß der feindlichen Armeen, wenigstens seiner Ansicht nach, zu erwarten sei. Die Tour sollte über den Mincio nach der Richtung gegen Turin gemacht werden. Für die Verpflegung war ausreichend gesorgt; Major Bromber hatte einen Korb roten Weines und einen zweiten mit Selterswasser eingepackt. Vor gewöhnlichem Fluß- oder Grundwasser müsse man sich, wie mein vorsichtiger Begleiter bemerkte, in Italien sehr in Acht nehmen, denn sie seien zumeist ungesund. Die beiden Körbe sowie ein ziemlicher Vorrat an Käse, Schinken und verschiedenen Fleischgattungen wurde im rückwärtigen Teil des Wagens untergebracht, die Türe verschlossen und der Schlüssel dem Diener des Majors übergeben. So traten wir denn, ausgerüstet mit dem Notwendigsten, unsere Rekognoszierungsfahrt an.

Die erste Ausfahrt in unserer Staatskarosse wäre ganz nach Wunsch ausgefallen, wenn nicht eine Ungeschicklichkeit oder ein absichtliches Versehen unseres Kutschers unseren eigentlichen Fahrplan vereitelt hätte. In der Absicht meines Reisegefährten Major Bromber war es, wie bereits oben erwähnt, das mutmaßliche Kriegsterrain kennen zu lernen,

wenn möglich bis nach Turin vorzurücken und dann erst das Hauptquartier aufzusuchen. Weiß Gott, was nun dem Kutscher eingefallen war, die ihm gewordene Instruktion außer acht zu lassen, von dem vorgezeichneten Wege abzulenken und plötzlich an einem kleinen Orte anzuhalten, den wir absichtlich hatten »umgehen« wollen — es war dies das Hauptquartier des Oberbefehlshabers Feldzeugmeister Gyulay!

Nun standen wir plötzlich vor dem Allgewaltigen! An einem langgedeckten Tische auf dem großen breiten Platze vor dem Wohnhause des Feldzeugmeisters saß dieser mit seinem Stabe und vielen Offizieren beim Abendbrot. Ein echt italienischer Himmel von prächtiger Bläue und wolkenrein, wölbte sich über uns. Eine Musikbanda besorgte die Tafelmusik und zur Erheiterung und Belustigung des Feldzeumeisters tanzten die Soldaten in Ermanglung von Tänzerinnen »unter sich« und sangen zu den Melodien die entsprechenden Volkslieder. Das Bild, das sich hier vor unseren Augen entrollte, machte einen ganz eigentümlichen Eindruck. Man hätte die Gesellschaft eher für Hochzeitsgäste, als für Krieger und kriegslustige Männer gehalten und umso seltsamer wirkte diese eigentümliche Situation, da es ja doch keinem Zweifel mehr unterliegen konnte,

daß schon in den allernächsten Tagen der erste Zusammenstoß der feindlichen Armeen stattfinden werde!

War es volles Siegesbewußtsein und Siegeszuversicht, welche jede Besorgnis verdrängten und den Feldzeugmeister mit seinem Generalstabe in eine so heitere Stimmung versetzten?

Unsere »Karosse« hielt in der nächsten Nähe der Tafelrunde; sofort schritt ein Hauptmann an uns heran, der uns einem kurzen Verhöre unterzog. Wir legitimierten uns durch unsere Papiere. Nachdem er sie sorgfältig geprüft, bemerkte er, mir mögen uns ein wenig gedulden, er wolle nur den Herrn Kapitän Littrow, den Chef der Presse im Hauptquartier, von unseren Wünschen in Kenntnis setzen. Nach wenigen Minuten erschien dieser, prüfte gleichfalls unsere Legitimationen, gab jedoch sofort seinem Bedenken Ausdruck, ob der Feldzeugmeister uns ein Verweilen im Hauptquartier gestatten werde, da der Train desselben schon ohnehin übermäßig belastet sei. Major Bromber konnte ihn in dieser Hinsicht beruhigen. Er verwies auf unser Vehikel, das allen Bedürfnissen entspreche, es sei geräumig genug, um als Unterkunft für zwei Personen, für Kutscher und Diener zu dienen, Bedienungsmannschaft sei ausreichend vorhanden und für unsere

Verpflegung würden wir selber Sorge tragen; das einzige, was wir uns erbitten möchten, fügte Major Bromber bei, wäre der Unterstand für die drei Pferde und ein entsprechender Raum für unseren Wagen.

Kapitän Littrow versicherte in höflicher Form, daß er gegen unser Verbleiben im Hauptquartier nichts einzuwenden hätte, daß aber die Entscheidung vom Feldzeugmeister selber abhinge, dem er übrigens sofort Bericht erstatten wolle. Das war denn auch geschehen; denn unmittelbar hierauf wurden wir eingeladen, vor dem Feldzeugmeister zu erscheinen. Mir persönlich war die Situation just nicht sehr angenehm; mich setzte es einigermaßen in Verlegenheit, vor so vielen Zuhörern einem förmlichen Verhöre unterzogen zu werden. Mein Kollege dagegen schien sichtbar erfreut, daß die Erledigung unserer Angelegenheiten einen so raschen Verlauf nahm. Es war nun in der Tat ein förmliches Verhör, dem wir da unterzogen wurden. Zuerst wandte sich der Feldzeugmeister an den Major, erkundigte sich über dessen militärische Vergangenheit und was ihn eigentlich bestimmt hätte, aus dem Militärverbände auszuscheiden, ließ sich auch das Abschiedsdekret vorzeigen und schien dann damit befriedigt. In weitaus strengem militärischem Tone und in etwas weniger entgegenkommender Weise gestaltete sich das Ver-

hör mit mir. Mit stark ausgeprägter Schärfe frug mich der Feldzeugmeister, ob auch ich »gedient« hätte. — Ich muß hier bemerken, daß ich damals noch weit aus jünger aussah, als ich tatsächlich war, körperlich wenig entwickelt und klapperdürr. Die Frage des Feldzeugmeisters konnte also auch gar nicht anders als ironisch gedeutet werden. Meine Verlegenheit wuchs, ich wußte momentan nicht, was ich darauf erwidern sollte. Die weiteren Fragen des Feldzeugmeisters bezogen sich nun auf meine Berufstätigkeit, für welches Journal ich verpflichtet sei und wie lange ich »dieses Geschäft betreibe«, und darüber konnte ich natürlich die gewünschte Auskunft erteilen. Feldzeugmeister Gyulay, in sichtbar guter Laune, gab hierauf einem Ordonnanzoffizier den Auftrag, »über Nacht« für unsere Unterkunft zu sorgen. Wir, mein Kollege und ich, wurden mit der Weisung verabschiedet, am nächsten Tage unter Begleitung des Herrn Kapitän Littrow bei ihm vorzusprechen.

Obschon uns ein Zimmer zur Übernachtung angewiesen worden war, zogen wir es doch vor, in unserer geräumigen Postchaise zu schlafen; unsere Pferde wurden mit dem Kutscher und dem Diener in einem Stalle untergebracht, in dessen Nähe, und zwar in einem gedeckten Hofraume, der Wagen verblieb.

Es dauerte ziemlich lange, ehe wir einschlafen konnten. Mein Kollege, sonst ein ganz heiterer Kumpan, ward plötzlich elegisch gestimmt. Was ihn innerlich bewegte, sprach er nicht aus, aber aus einer Tatsache konnte ich entnehmen, daß ihn eine ernste Sache sehr beschäftige. Er zog nämlich aus seiner Rocktasche ein Kuvert hervor, worauf die Adresse einer Dame stand und indem er mir dieses Kuvert übergab, bat er mich, für den Fall, als ihm etwas Menschliches zustoßen sollte, den Brief sofort an seine Adresse zu befördern. Wahrscheinlich, um der Sache ihren Ernst zu benehmen, riet er mir, ihm gleichfalls meine Adresse genau aufzuzeichnen, damit wieder er seinerseits wisse, wohin er etwa nötigwerdende Mitteilungen richten könne; ich sagte ihm zu, dies am nächsten Morgen zu tun.

An ordentliches Schlafen war gar nicht zu denken. Ein Heidenlärm störte die Ruhe. Truppen zogen hin und her; jeden Augenblick sprengten Kuriere heran, brachten Ordonnanzen Meldungen, und die wachhabenden Posten unterhielten sich so laut untereinander, daß ich kein Auge schließen konnte. So verstrich die erste Nacht im Hauptquartier . . .

Zeitlich morgens wurden wir durch ein ganz

besonderes lärmendes Geräusch aus unserer »Schlafkabine« gelockt. Kutscher und Diener standen bereits am Wagen und meldeten uns, daß vier Bauern und ein Aufseher eingefangen wurden, die etwa zwei Dutzend Ochsen über die Grenze schaffen, dem Feinde zutreiben wollten. Die Tatsache sei schon dem Oberkommandanten gemeldet und man erwarte dessen Befehle. Allgemein wurde die Vermutung ausgesprochen, daß die Verbrecher noch am Vormittage werden hingerichtet werden. Die Tatsache der Gefangennahme war richtig. Wir konnten selbst, als wir einige hundert Schritte uns dem Felde näherten, den Ochsentransport, umringt von Husaren sehen, die ihn eingebracht hatten, sowie auch das furchtbare Jammergeschrei des Aufsehers hören, der unter fortwährender Anrufung Gottes seine Unschuld beteuerte, ohne daß ihn jemand darüber gefragt hätte.

Bald füllte sich der Platz, auch Kapitän Littrow befand sich unter den Erschienenen. Er teilte uns mit, daß der Oberbefehlshaber nicht abgeneigt sei, uns den Aufenthalt, wie er ausdrücklich bemerkte, in der Nähe des Hauptquartiers, doch nicht im Hauptquartier selbst, zu gestatten; unsere Berichte müßten wir ja doch jederzeit signieren lassen. Der Oberkommandant habe sich übrigens vorbehalten, uns noch verschiedenes anderes mitzuteilen.

Je weiter der Tag vorrückte, desto lebhafter ward es vor dem Wohnhause des Befehlhabers. Vor demselben tummelten sich Offiziere aller Waffengattungen herum, eifrigst die nächste Zukunft besprechend.

Gegen 10 Uhr wurden wir — mein Berufsgenosse und ich — zum Oberkommandanten »befohlen«. Auch diesmal war die Begrüßung eine sehr freundliche; allein der gute Eindruck, den wir hier anfänglich empfangen, wurde im Laufe des Gespräches stark abgedämpft. Was uns da der Feldzeugmeister zu sagen wußte, war gerade nicht danach angetan, uns mit froher Zuversicht zu erfüllen. Nach einigen einleitenden Worten sagte er uns unter anderem folgendes: Die Zuteilung zum Hauptquartier könne er nicht geben, doch wolle er uns einen Passierschein ausfertigen lassen, der uns als Legitimation dienen werde, damit wir nicht als Spione oder als Verräter beanständet werden. Nützen werde uns das freilich nicht viel, da wir ja doch nichts von all dem mitteilen würden, was wir sehen werden — diesbezüglich habe er schon strenge Ordres erteilt, und er wiederholte, was uns bereits Kapitän Littrow gesagt, daß diesbezüglich strenge Befehle ausgegeben seien. Weder ein Brief noch ein Telegramm dürfe vom Kriegsschauplatze befördert werden, ohne Signa-

tur des hierzu Berufenen; würde man es aber doch versuchen, etwas über die Grenze zu schmuggeln, so werden schon die verschiedenen Behörden dafür sorgen, daß nichts Verhängliches publiziert werde. »Was sollen also die Herren«, fuhr der Oberkommandant fort, »mit solchen gebundenen Händen hier anfangen?« Er kam dann auch auf die Herren zu sprechen, die für auswärtige Blätter berichten. Die könne man freilich nicht, wie er richtig bemerkte, so beschränken, wie die inländischen Berichterstatter, allein auch gegen diese hätte er gewisse Vorsichtsmaßregeln getroffen. Wichtiger und bemerkenswerter war, was er über die Presse im allgemeinen zu sagen wußte. In Wahrheit, so betonte er ausdrücklich, sei er ein Freund der Presse: schon beim Frühstück müsse er seine Leibblätter haben, er interessiere sich für alle Vorgänge; allein einzelne Zeitungsschreiber seien ihm in die tiefste Seele hinein verhaßt, und zwar seien dies jene, die über alles schreiben, auch über Sachen, für die sie gar kein Verständnis haben, die sich in geradezu unverantwortlicher Weise alles zu kritisieren anmaßen. Erst in den jüngsten Tagen habe er da neuerdings eigentümliche Erfahrungen zu machen Gelegenheit gehabt. Er meinte damit die vielfach abfällige Kritik über sein rätselhaftes Ver-

halten den feindlichen Heeren gegenüber. Als »unqualifizierbare Frechheit« bezeichnete er die Art und Weise, wie man da urteilt. Wer, bemerkte er, vermag denn die Situation besser zu überschauen, als er, der Berufene! Wer kenne seine Pläne, wer seine Absichten, und wisse man denn nicht, daß es einen obersten Kriegsherrn gibt, der doch das allerhöchste Interesse für sein Reich habe und der daher offenkundige Fehler nicht dulden würde! Oder glauben die Herren, alles besser zu wissen, als unser allerhöchster Kriegsherr?! — Alles, was die Zeitungen bislang über ihn geschrieben, sei nur von Böswilligkeit diktiert und absolut unrichtig! Diese Art der Irreführung des Publikums, fügte er ergänzend bei, sollte eigentlich exemplarisch bestraft werden, eine einfache Konfiskation einer so lügenhaften Zeitung sei ganz unzureichend, für ein solches unqualifizierbares Verfahren müßten ganz andere Maßregeln ergriffen werden!

Noch vieles andere, gegen die Zeitungsblätter wenig Verbindliches wußte Gyulay noch zu sagen. Es schien, als wenn eine starke Verstimmung sich seiner bemächtigt hätte, und daß er mit einem gewissen Behagen die Gelegenheit ergriff, sich seinen Zorn endlich einmal vom Herzen reden zu können.

Nach und nach wurde er aber doch wieder ruhiger, ja sogar wieder freundlich gestimmt und er schloß damit, daß er sein möglichstes tun wolle, um uns unsere Aufgabe zu erleichtern. Mit einem freundlichen Gruß, den wir nach den vorangegangenen Äußerungen kaum erwarten durften, wurden wir nach einer zirka halbstündiger Unterredung entlassen. Wir atmeten ordentlich auf, als wir ins Freie kamen! Einer solchen Sturmflut von Zornesausbrüchen ausgesetzt zu sein, ruhig dastehen zu müssen, ohne etwas erwidern zu dürfen — es war das eine höchst peinliche Situation, wenigstens für mich. Auf meinen Kollegen machten diese Angriffe keinen besonderen Eindruck. Er nahm sie weitaus ruhiger hin als ich und als er mich so erregt sah, suchte er mich zu beruhigen, indem er sagte: »Wären Sie jemals Soldat gewesen, so würde Sie eine solche Abkanzelung gar nicht befremden und nicht sonderlich irritieren, die gehört eigentlich zum militärischen Leben.«

Einen Eindruck hatte er aber doch gewonnen, nämlich den, daß es dem Oberkommandanten erwünscht wäre, seine Anschauungen über Journalisten, die sich so abfällig gegen ihn geäußert, gedruckt zu sehen, ein Wunsch, fügte er dann bei, den wir ihm gewiß nicht erfüllen werden!

Während wir so das Geschehene besprachen, knallten einige Schüsse vom Felde herüber. Sie kamen zwar vom Kriegsschauplatze, doch nicht vom Schauplatze des Krieges. Die Hinrichtung der Verbrecher hatte stattgefunden, die den Ochsentransport über die Grenze führen wollten. Nur einer von ihnen blieb vorläufig vom gleichen Schicksale verschont; man erzählte uns, er werde erst in einigen Tagen »daran« kommen, man wolle ihn vorerst vor ein spezielles Gericht stellen, um durch Verhöre herauszubekommen, wer die Hauptschuldigen seien *).

*) Die Hingerichteten waren nicht die eigentlich Schuldigen, streng genommen, nicht einmal die Mitschuldigen. Sie handelten alle, wie es sich freilich erst nach dem Feldzuge herausstellte, im Auftrage hoher Personen, und zwar österreichischer Funktionäre, die sie vermöge ihrer Stellung im Hauptquartier nicht ahnen lassen konnten, daß sie von diesen zu Handlungen verleitet werden könnten, die verbrecherischer Natur seien. Insofern also war die Hinrichtung der armen Bauern ein — Justizmord. Allein der Krieg ist eben der Krieg, da nimmt man es mit dem Menschenleben nicht so genau! Tatsächlich war es überhaupt nicht beabsichtigt, die Ochsen ins feindliche Lager zu transportieren — sie sollten im Lande bleiben, zur Verfügung der österreichischen Armee. Es handelte sich bloß um ein — gutes Geschäft. Wie es sich nämlich später aus dem Gange der

Die wenig freundliche Art, mit der uns — meinen Kollegen Major Bromber und mich — der Feldherr begrüßt hatte, fand übrigens bald nach unserer Vorstellung durch einen Kameraden des Majors, einen Hauptmann aus dem Generalstabe, der beim Oberkommandanten in hoher Gunst stand und sich seines vollsten Vertrauens rühmen konnte (Baron A—i), eine entsprechende Aufklärung, man könnte fast sagen, eine Rechtfertigung.

Von dieser Seite erfuhren wir denn folgende interessante Einzelheiten: Seit einigen Tagen sei — wie er unter anderem erzählte — beim Feldherrn eine hochgradige Verstimmung zu bemerken, die immer in verstärktem Maße auftrete, so oft eine Meldung aus Wien komme. Man vermute, daß zwischen ihm und den »Wiener Herren« starke

Untersuchung ergab, wurde nicht bloß der aufgefangene Transport, sondern wurden noch viele andere Transporte über die österreicheische Grenze geführt, um über die nächstgelegene wieder hereingeschafft und so mehrfach zur Verrechnung gebracht zu werden. Das konnte nun freilich nur unter Mitwirkung der Kontrollorgane geschehen. Unter diesen befand sich auch ein General, der sich später an den abgetrennten Schnüren seiner Uniform am Fenstergitter seines Kerkers erhängt hat. Als unschuldig Opfer fiel in derselben Sache, wie schon früher erwähnt, auch Finanzminister von Bruck, der sich gleichfalls selbst den Tod gab.

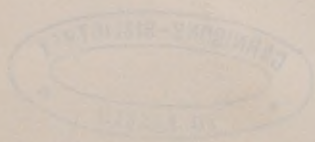
Meinungsverschiedenheiten über wichtige Dinge bestehen müssen und, wie man allgemein annehme, handle es sich um die Feststellung des Zeitpunktes, wann die Feindseligkeiten zu eröffnen wären und daß darüber eine Einigung nicht zu erzielen sei. Seit einigen Wochen erzähle man von Tag zu Tag, daß der Zusammenstoß mit dem Feinde unmittelbar bevorstehe. Alle Vorkehrungen hierzu seien bereits längst getroffen, der Aufmarsch der Truppen sei vollzogen, der Kriegsplan fertig, alles zum Losschlagen bereit; was seitens des Oberkommandanten geschehen konnte, geschah; wenn es trotzdem noch zu keiner Eröffnung der Feindseligkeiten gekommen, so läge die Schuld gewiß nicht an dem Oberkommandanten, vielmehr wahrscheinlich — so werde eben angenommen — an dem Leiter des Auswärtigen Amtes, an dem Grafen Buol, der wohl seine Gründe haben möge, den Ausbruch des Krieges aufzuhalten. Das sei nun sehr bedauerlich, denn im Kriege gelte das Wort Radetzky's: »Rasch begonnen, halb gewonnen.« Jetzt wäre eben die beste Zeit, loszuschlagen, mit mutmaßlich gutem Erfolge zu operieren, da die französische Armee die Grenze noch nicht überschritten und man es daher nur mit einem Gegner zu tun hätte.

Hauptmann A—i sagte dann weiter: Wie stark



die Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Oberkommandanten und den hohen Herren in Wien sein müssen, könne man aus den seit einigen Tagen im Hauptquartier zirkulierenden absurden Gerüchten erkennen, wonach ein Wechsel in der Leitung des Oberkommandos bevorstände! Würde das geschehen, es wäre ein großes Unglück! Wem eine so große Verantwortung übertragen wird, wie jene der Führung einer Armee im Kriege, der müsse auch die Vollmacht haben, nach eigenem Ermessen und Gutdünken vorgehen zu können, zuvörderst müßte es ihm ganz und gar überlassen bleiben, den richtigen Zeitpunkt zum Handeln zu bestimmen; das schein aber hier nicht der Fall zu sein. Unter solchen Umständen sei also die Verstimmung des Feldherrn eine ganz begreifliche, und man könne sich daher leicht denken, daß sie in noch verstärkterem Maße auftrete, wenn in verschiedenen Zeitungsberichten ungerechte, mit den tatsächlichen Verhältnissen im Widerspruch stehende Angriffe publiziert werden. Hauptmann A—i meinte: In Würdigung alles dessen müsse man es daher dem Oberkommandanten zugute halten, wenn er die erste Gelegenheit, die sich ihm darbietet, ergreift, seinem Ingrim Luft zu machen.

Mein Kollege war nun der Ansicht, daß die erste



große Schlacht vor Turin stattfinden werde, und daß es sich deshalb empfehle, das ganze Terrain bis dahin kennen zu lernen. Für mich lag die Vermutung nahe, daß er diesbezüglich diskrete Informationen erhalten habe. Nur ungern ergab ich mich drein, den Ausflug zu machen.

In den vierundzwanzig Stunden meines Aufenthaltes im Hauptquartier hatte ich bereits einige Offiziere kennen gelernt, die mir mit vieler Freundlichkeit entgegengekommen waren. Und wer jemals als Fremder in fremden Kreisen gelebt hat, wird aus Erfahrung wissen, wie wohltuend es ist, eine Ansprache zu haben. Schon dieser Umstand hielt mich im Hauptquartier zurück, und nur ungern kehrte ich ihm, wenn auch nur für wenige Tage, den Rücken; auch stand ja zu befürchten, daß während meiner Abwesenheit wichtige Dinge geschehen könnten, über die zu berichten ich durch meine Abwesenheit versäumen konnte. Allein alle meine Einwände gegen das Verlassen des Hauptquartiers waren vergeblich und wurden schließlich mit der kategorischen Erklärung erledigt, daß ich ja nicht verpflichtet sei, mitzutun, ich könnte ja nach eigenem Ermessen und Gutdünken vorgehen und zurückbleiben. Das wollte ich aber nicht, ich wollte einen Kollegen nicht verlassen, der mir bei wichtigen Anlässen mit

seinem Rate zur Seite stehen konnte. Ich tat also mit. Interessantes erlebten wir während der Fahrt nicht, wenn wir nicht just als solches einige Zwischenfälle nennen wollten, die nicht zu den angenehmsten gehörten. Wir stießen nämlich während unserer Inspektionsreise nicht selten auf Wachposten, die es in ihrer Bildung noch nicht so weit gebracht hatten, deutsche Schriftzeichen entziffern zu können, während sie aber anderseits wieder ihre Aufgabe sehr ernst nahmen und trotz unserer, mit dem kaiserlichen Adler versehenen Legitimation nicht übel Lust zeigten, uns für Spione zu halten und uns danach zu behandeln. Zum Glück war jedoch immer bald ein »Gebildeterer« zur Stelle, der uns vor weiteren Unannehmlichkeiten bewahrte und uns unbehindert weiterziehen ließ.

Dagegen sah es schon nach dem ersten Tag der Ausfahrt mit unserer Verpflegung schlimm aus. Mein vorsichtiger Reisegenosse hatte zwar auch diesmal Proviant mitgenommen, es war jedoch nur für vierundzwanzig Stunden berechnet, in der Hoffnung, daß wir ja überall das Nötige vorfinden würden. Es war eine falsche Voraussetzung; nirgends konnten wir die nötigen Einkäufe besorgen, entweder es war das überhaupt nicht zu haben, worauf wir Wert legten, oder die Krämer weigerten sich,

selbst für gutes Geld das Gewünschte herzugeben, angeblich, weil alle Vorräte für die Marktender reserviert werden müssen. Zumeist entbehrten wir Mineralwässer. Vom gewöhnlichen Wasser mußten wir vorsichtigerweise aus Gesundheitsrücksichten absehen.

Der findige Diener meines Begleiters half uns endlich aus der Verlegenheit, indem er den Spitalchef eines in der Nähe befindlichen Feldspitals zu bewegen wußte, für »zwei Kranke, die er transportieren müsse, ein paar Flaschen Säuerling« ihm abzutreten.

Der Herr Major gab seinem Diener sofort einen Verweis, verbat sich sehr entschieden derartige Betrügereien, schickte die Flaschen zurück, die aber, da der Diener nun die Wahrheit sagte, daß er sie für seinen gnädigen Herrn Major benötige, von dem freundlichen Spitalschef, nachdem er sich von der Richtigkeit dieser Angabe persönlich überzeugt hatte, nicht mehr zurückgenommen wurden.

Hier — wenn ich mich recht erinnere, war es in Mortara — begegneten mir zwei Beamte der Intendanz, von denen mich einer als Mitarbeiter des »Österreichischen Lloyd« erkannte, da auch er kleine Berichte aus dem Kriegsministerium für das genannte Blatt zu liefern pflegte und mich da oft gesehen hatte; er schien anfänglich sehr verlegen, als er

meiner ansichtig wurde, offenbar befürchtete er, ich würde das Geheimnis seiner Mitarbeiterschaft vor den Kameraden verraten, was ihm viele Unannehmlichkeiten hätte bereiten können, da es für jeden Beamten oder Soldaten, von welchem Range immer, strengstens verboten war, sich »mit Zeitungen einzulassen«.

Von diesen beiden Herren erfuhren wir als ganz bestimmt, daß Napoleon mit seiner Armee entweder schon die Grenze überschritten habe oder sie in den nächsten Tagen überschreiten werde und daß demgemäß voraussichtlich die »Sache losgehen werde«. Das bestimmte meinen Kollegen, die Weiterfahrt aufzugeben und — zu meiner größten Freude — zur schleunigen Rückkehr ins Hauptquartier.

Mit Rücksicht auf die Länge der Zeit, die seither, seit dem 1. Jänner 1859, nach der denkwürdigen Ansprache Napoleons an den Gesandten Österreichs, Baron Hübner, verstrichen ist, dürfte es sich — ehe ich über meine weiteren Erlebnisse auf dem Kriegsschauplatze berichte, empfehlen, hier eine kurze chronologische Darstellung der Ereignisse bis zur Eröffnung der Feindseligkeiten folgen zu lassen, nicht bloß zur Auffrischung des Gedächtnisses, viel-

mehr weil sie auch zur Aufklärung gewisser Vorgänge beitragen dürften, die, bei aller Anerkennung der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit objektiver Chronisten, doch nicht durchweg die richtige Beurteilung gefunden haben, zunächst aber auch deshalb, weil ich annehmen darf, daß ich über manche Einzelheiten zu berichten in der Lage bin, die ich in keiner der Publikationen, die sich mit dem Kriege von 1859 befassen, trotz genauer Einsichtnahme vorgefunden habe und, wie ich vermute, wohl nur deshalb nicht, weil sie sich zumeist hinter den Kulissen abspielten und die Akteure, so lange sie am Leben waren, geschont werden mußten.

Ich folge hier den Ausführungen eines hervorragenden Diplomaten, die mir freundlichst zur Verfügung gestellt worden sind.

Historisch-kritische Bemerkungen.

Wenn es dem Kaiser der Franzosen nicht bloß darum zu tun gewesen, Österreich den Fehdehandschuh hinzuwerfen, vielmehr allen anderen Staaten der gesamten Welt eine peinliche Überraschung zu bereiten, er hätte wahrhaftig keinen besseren Zeitpunkt dazu wählen können als gerade einen Neujahrstag, an dem sich bekanntlich alle am französischen Hofe beglaubigten Vertreter der Mächte zu seiner Begrüßung versammelten.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirkte die mit echt schauspielerischem Aplomb vorgebrachte Ansprache Napoleons an den Gesandten Österreichs Baron Hübner.

Alle Börsen der Welt erzitterten, alle Wertpapiere, zuvörderst die österreichischen, erlitten einen jähen Sturz. Milliarden an Vermögen gingen verloren; viele, die tags vorher noch stolzen Hauptes mit gehobener Brust daher schritten, im vollen Bewußtsein, daß sie vermöge ihrer reichen Glücksgüter sorglos in die Zukunft blicken können, wurden über Nacht zu

Bettlern. Das wäre nun keine auffällige Erscheinung. So geschah es ja noch immer bei ähnlichen Ereignissen — vor großen staatlichen Interessen müssen die privaten immer zurücktreten. Allein in dem vorliegenden Falle waren eben die Dinge anders. Gewöhnlich pflegen, wenn sich die Beziehungen zweier Staaten untereinander zu trüben beginnen und ernste Konflikte in Aussicht stehen, symptomatische Erscheinungen voranzugehen, längere Verhandlungen stattzufinden, ein langer Notenwechsel die Sache hinauszuschieben. Hier war dies aber nicht der Fall! Man wußte wohl von einer starken Strömung in Oberitalien zugunsten der Gründung eines italienischen Einheitsstaates. Man konnte auch vermuten, daß es später einmal zu einer Verwirklichung dieser Idee durch Waffengewalt kommen werde, daß sich aber die Dinge so rasch entwickeln würden, wie es tatsächlich der Fall war, das konnte man kaum ahnen!

Nun brach plötzlich über Nacht das Gewitter los!

Hätte Napoleon wirklich alles schon vorbereitet gehabt, um die Feindseligkeiten sofort eröffnen zu können, wäre seine Armee bereits so gerüstet gewesen, um unverzüglich über die Grenze schreiten zu können, da wäre die Überraumplung begreiflich gewesen; man hätte dann die französische Heeresorganisation gewiß allgemein bewundert!

Das war aber nicht der Fall! Frankreich war mit seinen Rüstungen noch lange nicht fertig, auch war nichts vorgelegen, was unmittelbar zum Kriege gedrängt hätte; da war nun die Frage am Platze: Was mochte Napoleon bewogen haben, just am 1. Jänner, zur Neujahrswende, die Welt mit einem so schrecklichen Neujahrsgruße aus ihrer Ruhe zu stören?!

Das Auffällige führte zu eigentümlichen Gerüchten. Sie gingen von den Papiermärkten, von den Börsen aus und — wurden allgemein geglaubt. Sie näher zu bezeichnen, dürfte wohl kaum nötig sein. Sie werden hier nur registriert, weil sie charakteristisch für die Auffassung sind, die über das Vorgehen Napoleons in gewissen Kreisen herrschte, das eine um so größere Entrüstung hervorrief, als ihm doch die Stimmung in der Bevölkerung bekannt sein mußte, die eine eminent friedliche war. Wäre ein Plebiszit ausgeschrieben worden, es hätte sich gewiß eine überwältigende Majorität für die Erhaltung des Friedens ausgesprochen!

Für die Einheit Italiens, für diese ideale nationale Sache, die Napoleon als den Grund angegeben, Italien in seinen Bestrebungen zu Hilfe zu eilen, konnte sich die Mehrheit der Franzosen durchaus nicht begeistern. Der Beweis dafür lag in alledem,

was unternommen wurde, um Stimmung dafür zu machen. Alle offiziellen und offiziellen Journale der Hauptstadt, wie jene der Provinzen mußten in begeisterten Artikeln für die Befreiung Italiens eintreten. Was diesbezüglich mit Geld zu erreichen war, geschah — man scheute keine Kosten. Flugschriften überfluteten in ungeheuren Mengen ganz Frankreich, und besonders war es eine Broschüre, die großes Aufsehen erregte, weil allgemein als ihr Autor kein Geringerer bezeichnet wurde als Napoleon selbst. Sie war unter dem Titel: »Napoléon et l'Italie« erschienen.

Zur selben Zeit (13. Jänner) hatte Viktor Emanuel das sardinische Parlament mit der bedeutsamen Äußerung eröffnet: »Piemont, der Vertreter einer großen Idee, befinde sich in einer nicht ungefährlichen Lage, er sei nicht unempfänglich gegen den Schmerzensschrei Italiens.« Das war nun eine weitere Kriegsdrohung. Österreichs Antwort bestand darin, daß es sofort seine Armee in Oberitalien um 36.000 Mann verstärkte. Daraus hätte man vermuten können, daß die österreichische Regierung nunmehr entschlossen sei, unverzüglich die Feindseligkeiten aufzunehmen. Eine solche ernste Absicht hatte aber gar nicht bestanden; die Verstärkung der österreichischen Truppen war nur eine — Drohung. Sie

erwies sich als ganz erfolglos. Das hätte man nach der Sachlage auf dem Ballplatze in Wien voraussehen können — so stellte sie sich als eine halbe Maßregel dar, die dem Gegner die Möglichkeit gab, die österreichische Regierung als den »Friedensbrecher« zu bezeichnen und die Konsequenzen daraus zu ziehen.

Das tat denn auch Cavour im vollsten Maße! Dieser, man kann wohl sagen, bedeutendste Politiker seiner Zeit, der sein bestimmtes Ziel im Auge hatte, immer energisch eingriff, wo er es für notwendig fand, hatte sofort den Einmarsch der 36.000 Österreicher als eine solche Drohung aufgefaßt, die zu ernstesten Maßregeln dränge; er stellte sich auf den Standpunkt der Notwehr, um die Kammern desto leichter seinen Zwecken gefügig zu machen.

Am 3. Februar kam es zu einer weiteren Kriegsdrohung Napoleons. Mit einer gleichen Kundgebung wie Cavour eröffnete er den gesetzgebenden Körper, indem er unter anderem sagte: »Seit einiger Zeit kann der anormale Zustand Italiens nur durch fremde Truppen aufrecht erhalten werden; ich werde unerschütterlich in den Wegen des Rechts, der Gerechtigkeit bleiben, meine Regierung wird sich weder forcieren noch weniger einschüchtern lassen, weil

meine Politik weder kleinmütig noch herausfordernd ist.«

Nach dieser Äußerung in der öffentlichen Plenarsitzung hätte man erwarten können, daß der Beherrscher der Franzosen nun in kürzester Frist Ernst machen, eiligst mit seiner Armee über die Grenze marschieren werde und daß, ehe dies geschehe, die österreichische Armee sich bestimmt sehen würde, noch rechtzeitig einzuschreiten, den unausweichlichen Krieg zu beginnen.

Es geschah wieder nichts!

Am 17. März wurde die Errichtung eines Korps der Alpenjäger angeordnet. Garibaldi übernahm den Oberbefehl; mit Unterstützung der nationalen Vereine kamen nahezu 10.000 Freiwillige zusammen und bald darauf wurde auch eine »ungarische Legion« gebildet. Diese »revolutionäre Kameradschaft« soll Napoleon stützig gemacht haben. Während Cavour immer mehr zur Entscheidung drängte, fing er zu schwanken an, und plötzlich erklärte er — vor Juni überhaupt nicht ins Feld ziehen zu können. Von all diesen Vorgängen war Buol unterrichtet! Und doch geschah wieder nichts, ließ man wieder einen günstigen Zeitpunkt unbenützt vorübergehen und die weiteren Dinge an sich herankommen!

Wie groß übrigens die Bestürzung bei dem Ver-

bündeten Napoleons wegen seines schwankenden Benehmens gewesen, ging aus einem gleichfalls am Ballplatze bekannt gewordenen Schreiben Viktor Emanuels hervor, in dem es unter anderem hieß: »Wenn er (Napoleon) die Sache Italiens verlasse, so sei dies für Piemont empfindlicher als die Niederlage von Novara, dann würde er, das Beispiel seines Vaters nachahmend, aber auch der Welt die Ursachen mitteilen, die ihn in eine so schmerzliche Zwangslage versetzt hätten.«

Cavour eilte zur selben Zeit nach Paris, um den Kaiser umzustimmen! Man müßte an dem ganzen diplomatischen Informationsdienst der österreichischen Regierung zweifeln, wenn man voraussetzen sollte, daß sie von allen diesen Vorgängen keine Kenntnis erhalten hätte. Je näher man diesen Verhältnissen rückt, desto auffälliger war das Säumnis — man kann wohl sagen Versäumnis — der österreichischen Regierung! Nur eine Entschuldigung gab es dafür: Ein bestimmtes Gerücht*) wollte wissen, daß Kaiser Franz Josef den Krieg vermeiden wollte, er wolle — so hieß es — sofern es überhaupt nur möglich wäre, seinen Völkern den Frieden

*) Neu.

erhalten und aus diesem rein humanitären Grunde hätte er seine Räte angewiesen, nichts unversucht zu lassen, um vielleicht auf dem Wege von Verhandlungen die Differenzen ausgleichen zu können. Vielleicht mochte dem Kaiser für die Erhaltung des Friedens auch der Umstand mitbestimmend gewesen sein, daß er das Schicksal Roms, des Heiligen Stuhls, nicht von dem Kriegsglück abhängig machen wollte.

So geschah es denn, daß sich Graf Buol an die britische Regierung um »Vermittlung« wandte. Die Vorschläge, die von dieser Seite zur Ausgleichung der Differenzen gemacht wurden, waren jedoch vornweg derart, daß sie als Grundlage von Verhandlungen nicht dienen konnten. Sie lauteten in Kürze: »Verzicht Österreichs auf die sogenannten Schutzverträge mit den Po-Herzogen, Räumung des Kirchenstaates, zeitgemäße Reformen in allen italienischen Staaten«, und als Österreich hierauf die Frage stellte, ob im Falle dieser Zugeständnisse der Status quo seiner italienischen Besitzungen gesichert sei, gab Cavour die unzweideutige Erklärung ab: Die Gefahr eines Krieges könne nur beseitigt werden durch den sofortigen Abzug der Österreicher aus der Romagna und durch die Erfüllung ähnlicher Forderungen, die eine sehr starke Zumutung für Österreich enthielten.

Hierauf, 22. März, trat plötzlich — ungerufen —

Rußland auf den Plan mit dem Vorschlag der Einberufung eines Kongresses.

Es geschah dies mit dem Hinweis auf eine in Paris stattgehabte Verabredung der Mächte, daß vor dem Appell an die Waffen die Vermittlung befreundeter Mächte Platz greifen sollte.

Befreundete Mächte! Welche waren dies in dem vorliegenden Falle? Konnten die Preußen oder Rußland dafür gehalten werden? Mit nichten! Preußen nicht, dem eine Schwächung Österreichs für seine Zukunftspläne nur erwünscht sein konnte! Von dieser Seite also konnte Österreich kein sympathisches Verhalten erhoffen. Von Rußland aber schon gar nicht, das nur auf die Gelegenheit lauerte, Österreich wegen seines Verhaltens gelegentlich des Krimkrieges seinen Groll fühlen zu lassen. Trotzdem gab aber Buol seine Geneigtheit zur Beschickung des Kongresses bekannt, freilich nur unter der Voraussetzung, daß »vorher Sardinien entwaffne«.

Von dieser Bedingung wollte jedoch Cavour nichts wissen. Er lehnte rundweg den russischen Vorschlag ab.

Nun legte sich wieder England ins Mittel. Es schlug vor, sämtliche Staaten Italiens — also nicht bloß Sardinien allein — dem Kongresse zuzuziehen, die Abrüstungen beider sich bekämpfen-

den Mächte sollten unter Kontrolle der Großmächte stattfinden. Es war dieser Vorschlag im vorhergegangenen Einverständnis mit Napoleon gemacht worden, der selbstverständlich nicht bloß die gestellte Bedingung akzeptierte, sondern auch direkt nach Turin die »Weisung« ergehen ließ, sich dem englischen Vorschlage anzuschließen. — Cavour war darüber wie vom Schlage gerührt! Alles schien nach diesem Vorgehen Napoleons verloren!

Da wurde das Ungeschick, mit dem sich Österreich selbst ins Unrecht setzte, seine Rettung! Graf Buol verlangte nämlich eine allgemeine Abrüstung und, als französischerseits dagegen erklärt wurde, Frankreich habe gar nicht gerüstet (eine offenbare Lüge!), es könne daher gar nicht abrüsten, richtete Buol ein Ultimatum nach Turin: er forderte eine bestimmte Erklärung, ob die königlich sardinische Regierung geneigt sei, »ohne Verzug ihr Heer auf den Friedensfuß zu stellen und die Freiwilligen sofort zu verabschieden, ginge sie aber nicht darauf ein, so wäre sie für alle Folgen verantwortlich«. Der Überbringer dieses Ultimatus war Baron Kellersperg, der noch weiter den Auftrag hatte, zu erklären, daß obige Bedingung innerhalb drei Tagen sich vollziehen müsse.

Es war dies wieder eine sehr starke Drohung!

Und wieder mußte die Frage aufgeworfen werden: Wenn sich die österreichische Regierung kräftig genug fühlte, den Krieg aufzunehmen, weshalb dann die Verzögerung? Weshalb versäumte man durch unnütze Verhandlungen den richtigen Zeitpunkt?

Eine Entschuldigung dafür glaubt ein bedeutender Chronist darin zu finden, daß Buol nicht dem »eigenen Triebe«, vielmehr der »Not« gehorchte. Österreich — so lautete eben die Entschuldigung — habe sein Heil im Inneren ausschließlich auf den Absolutismus gesetzt, es konnte also in Italien einen die Fahne der politischen und kirchlichen Freiheit hochhaltenden Nachbarn nicht gut dulden. Darum die entschiedene Sprache. War das aber richtig, dann hätte Buol den richtigen Zeitpunkt zur Eröffnung der Feindseligkeiten erst recht nicht versäumen dürfen. Daß er auch jetzt noch versäumte, vorzugehen, war unter allen Umständen ein unverzeihlicher Fehler!

So weit reichen die Aufzeichnungen des jungen Diplomaten, der während der Kriegsepoche eine Vertrauensstellung im Hauptquartier einnahm und von allen diplomatischen Vorgängen bis zum faktischen Ausbruch des Krieges Kenntnis erlangt hatte.

Geht nun schon aus den vorstehenden lapidari-

schen Aufzeichnungen klar und deutlich hervor, daß große Verstöße zumeist durch unnütze Verschleppungen und Versäumnisse, teils durch Fehler, die im Wiener Auswärtigen Amte begangen worden sind, und sich später in so bedauerlicher Weise geltend machten, diesem zur Last fallen, so wird sich aus den folgenden Notizen ebenso klar ergeben, daß man aus den Erfahrungen, welche sowohl Gyulay als auch Buol zu machen Gelegenheit hatten, nur wenig Nutzen zog.

Am 29. April — also vier Monate nach der kriegेरischen Ansprache Napoleons — überschritten die Österreicher in der Stärke von 100.000 Mann die piemontesische Grenze. Es war dies ein imposanter militärischer Aufzug! Von dem Jubel der vor dem Oberbefehlshaber defilierenden Truppen kann man sich kaum einen Begriff machen, ebensowenig von der Begeisterung, die sie erfüllte! Als ginge es bloß zu einem Manöver auf das Glacis, so marschierten die Truppen in schönster Ordnung und in fröhlichster Stimmung dahin. Die Defilierung fand unter den Klängen der Musikbanden der verschiedenen Regimenter statt, die einander ablösten, sobald ein neues Regiment erschien.

Während mein oft genannter Berufsgenosse sich zu Pferd dem Stabe Gyulays anschloß, hatte ich



auf dem Dache unserer Equipage Platz genommen, von wo ich den Vorbeimarsch prächtig übersehen konnte. Hier hatte ich auch Gelegenheit, mir Notizen für meine Korrespondenzen machen zu können. Viel Abwechslung bot freilich das Bild nicht. Dagegen war es sehr ermüdend für das Auge, da der Aufmarsch Stunden in Anspruch nahm.

Gegen Abend fand eine große Generalstafel statt, zu der alle dem Hauptquartier zugeteilten Offiziere geladen waren. Von Teilnehmern wurde mir die Stimmung, die daselbst herrschte, als eine sehr zuversichtliche und heitere bezeichnet, wozu wohl auch die vortrefflichen Weine, darunter auch der beste Champagner, den der Befehlshaber mit sich führte, viel beigetragen haben mochten. Auch fehlte es nicht, wie mir mein Gewährsmann weiter mitteilte — wie bei allen ähnlichen Anlässen — an Trinksprüchen, die teils den Wunsch und die Hoffnung auf den glücklichen Ausgang der gerechten Sache, teils in überschwenglicher Weise die Siegeszuversicht zum Ausdrucke brachten. So soll u. a. ein hoher Offizier eine Champagnerflasche erhoben und in voller Begeisterung ausgerufen haben: »So wie wir hier den Flaschen den Hals gebrochen, so wollen wir auch den Franzosen die Hälse brechen!« Nebenbei sei berichtend bemerkt, daß es nicht

der Oberbefehlshaber war, dem man später diesen Toast zugeschrieben hat.

Im Hauptquartier herrschte nun allenthalben große Freude, daß endlich Ernst gemacht werde! Mit Bestimmtheit wurde nun vorausgesetzt, daß man schleunigst daran gehen werde, die Feindseligkeiten zu eröffnen. Man konnte dies um so mehr annehmen, als man von weiteren Maßnahmen des Oberbefehlshabers hörte.

Die österreichischen Truppen besetzten vorläufig die der piemontesischen Grenze naheliegenden Ortschaften, gestützt auf Piacenza, um so die Rückzugslinie der Sarden zu verlegen und auch den Vormarsch der französischen Armee zu behindern. So wurde nämlich im Hauptquartier die Aufstellung der österreichischen Truppen gedeutet. Näheres darüber war nicht zu erfahren; auch hätten selbst bestimmtere Angaben uns Berichterstatlern nichts genützt, da ja über Truppenbewegungen während der Kriegszeit nichts gemeldet werden durfte.

Allgemein herrschte nun die Meinung, daß es endlich zu einem Zusammenstoß mit den Sarden kommen werde, der vielleicht von Erfolg sein konnte, da deren Vereinigung mit den französischen Truppen noch nicht stattgefunden, und man es daher nur mit einem relativ schwachen Gegner zu tun gehabt hätte.

Es geschah aber wieder nichts!

Als bezeichnend für die Stimmung, die darüber im Hauptquartier herrschte, mag ein kleines Detail angeführt werden, das, an und für sich eigentlich ganz harmlos, doch durch die Auslegung, die man ihm gegeben, die übelwollende Stimmung gegen den Oberkommandanten am deutlichsten erkennen ließ.

Der verdienstvolle Kapellmeister Fahrbach hatte unter anderen Kompositionen auch einen Marsch komponiert und ihn zu Ehren des Feldzeugmeisters »Gyulay-Marsch« genannt. In einem meiner Berichte an die Frankfurter Zeitung besprach ich ziemlich ausführlich das auffällig lange Hinausschieben der Feindseligkeiten und schilderte auch die Stimmung, die im Hauptquartier darüber vielfach zum Ausdruck komme. Nur nebenher erwähnte ich auch der Fahrbachschen Komposition mit den Worten, daß der bekannte Kapellmeister dem Feldherrn bereits einen schönen Marsch gewidmet hätte. Dieses, wahrhaftig ohne besondere Absicht niedergeschriebene Wörtchen »bereits« fand nun bei den dem Oberkommandanten übelwollenden Leuten eine satyrische Auslegung, von welcher Art braucht wohl kaum besonders erwähnt zu werden. Eines Tages erhielt ich die Weisung, sofort vor dem Oberkommandanten zu erscheinen. Ich hatte keine Ahnung, um

was es sich handeln könnte, jedoch schon die Art der Begrüßung war eine Ankündigung, daß mir etwas Übles bevorstände. Ich blieb auch nur wenige Sekunden im unklaren. Der Feldherr hielt mir die Frankfurter Zeitung mit meiner Korrespondenz vor und ich sah das mir entschlüpfte fatale Wörtchen »bereits« dreimal mit Rotstift unterstrichen. Der Oberkommandant schrie mich an: »Haben Sie das geschrieben?« Ich bejahte es. »Das wird Ihnen sehr übel bekommen!« fuhr er dann fort. »Ich schicke Sie entweder mit gebundener Marschroute nach Wien zurück, oder ich stecke Sie zum Militär!«

Bei einer allfälligen Wahl hätte ich die erstere »Bestrafung« vorgezogen, zum Glücke kam es aber nicht dazu. Auf die liebenswürdige Intervention des Preßchefs begnügte sich der Feldzeugmeister mit einer starken Rüge. Allein ein freundliches Gesicht bekam ich von diesem Tage an vom Feldherrn nicht mehr zu sehen.

Der erste Zusammenstoß.

(Gefecht von Montebello.)

Erst am 10. Mai verließ Napoleon Paris, um sich an die Spitze seines Heeres zu stellen. Sein Schlachtruf lautete: »Italien frei bis zur Adria!« Nach dem im Hauptquartier eingetroffenen Berichte führte er einen Teil seines Heeres über den Mont Cenis und den Mont de Genève Turin zu. Mein Kollege schien also mit seiner Vermutung, daß hier der erste Zusammenstoß mit der feindlichen Armee stattfinden werde, Recht zu behalten. Eine zweite feindliche Abteilung — so hieß es — sei bis Genua vorgeückt. Als diese Nachrichten ins Hauptquartier (Alessandria) eintrafen, wurde allgemein angenommen, daß es der Feind auf Piacenza abgesehen hätte. Um sich nun darüber Gewißheit zu verschaffen, erhielt Graf Stadion (20. Mai) die Weisung, das Terrain zu rekognoszieren; er rückte bei diesem Anlasse unbehindert bis gegen Montebello vor. Hier stieß er plötzlich auf eine Abteilung sardinischer Truppen und es entstand da ein beiderseits mit

großer Hartnäckigkeit geführter Kampf. Ahnungslos daß etwas Ähnliches in Aussicht stehe, hatte ich, angeeifert durch meinen Kollegen, die Einladung eines mir befreundeten Stabsarztes angenommen, der vom Hauptquartier aus die in der Nähe gelegenen Feldspitäler zu inspizieren hatte. Bei dieser Expedition kamen wir in die Nähe des Kampfplatzes.

Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich meiner, als ich die ersten Schüsse knallen hörte! Ängstlichkeit, Furcht oder etwas derartiges war es nicht, konnte es auch nicht sein, da wir uns ja doch eigentlich ziemlich weit von der Operationslinie befanden und ich mit den Gefahren, denen man in einer solchen Situation ausgesetzt ist, nicht vertraut, mich auch ganz sicher fühlte. Wäre es nach mir gegangen, würde ich am liebsten sogar weiter gerückt sein, näher dem Schlachtfelde zu, um die Vorgänge besser sehen zu können; auch regte sich in mir der Journalist; ich dachte nur an meine Pflicht und daß ich endlich einmal in eine Lage komme, über etwas Wichtiges, Positives berichten zu können. Hier, von unserem Platze aus, sah ich nur von weiter Ferne Rauchwolken aufsteigen, sah nur das blitzartige Aufleuchten des Gewehrfeuers, ohne mir jedoch ein klares Bild von den Vorgängen



machen zu können. Mein Begleiter wußte aber schon mehr. Er, mit einem Fernglas, konnte einigermaßen die Bewegungen der kämpfenden Truppen beobachten und als tüchtiger und erfahrener Militär die Situation besser als ich überschauen. Wiederholt drückte er seine Freude mit den Worten aus: »Es geht gut! — Wir rücken vor! — Wir behaupten uns! — Der Feind weicht!« Plötzlich hielt er inne. »Was ist das?« rief er mit zitternder Stimme aus. Ich wußte nicht, was er meinte. Doch bald ward es auch mir klar, daß eine schlimme Wendung auf dem Schlachtfelde eingetreten sein müsse. Mit freiem Auge konnte ich große Staubwolken in nächster Nähe aufsteigen sehen, das Sprühen der Feuerfunken war näher gerückt und in demselben Augenblicke rief auch schon mein Genosse dem Kutscher zu: »Zurück!« und zu mir gewendet, fügte er bei: »Es steht schlimm!« Schweigend saß er während der Rückfahrt an meiner Seite. Erst als wir in die Nähe unserer Ausfahrt gelangt waren, unterbrach er das Schweigen und mit gedämpfter Stimme sagte er: »Ich fürchte, daß wir die erste Schlacht verloren haben!«

Es war dies die Schlacht von Montebello!

Nun galt es für mich, schleunigst an die Arbeit zu gehen. In zwei Briefen, nach Wien und Frank-

furt, meldete ich kurz das Selbsterlebte. Diese beiden Briefe wurden, was ich kaum selbst erwartete, anstandslos angenommen, freilich erst nach Vorweisung meiner Legitimation. Das Berichtete war aber selbstverständlich nur sehr lückenhaft. Weitere Nachrichten hatte ich in Aussicht gestellt.

Es handelte sich nunmehr für mich um ausführlichere Informationen über den Verlauf und Ausgang des Kampfes. Zunächst begab ich mich in das Gasthaus, wo wir unseren Wagen eingestellt hatten, hier sollte ich nach unserer Verabredung mit meinem Berufsgenossen wieder zusammentreffen. Ich harrete nun seiner mit großer Ungeduld. Er kam aber lange nicht. Was war nun zu tun? Meine Nervosität steigerte sich von Minute zu Minute, doch verließ ich nicht den Platz, weil dies sonst mein Kollege bei seiner Rückkunft mir übel genommen hätte, auch hätte ich ja dann nicht gewußt, wo ich ihn wieder treffen könnte. Ich mußte mich also in Geduld fassen und müßig bleiben, wo es sich doch um eine so wichtige Sache handelte.

Seltsamerweise kam mir mit Ausnahme des Korrespondenten der Mailänder Zeitung kein anderer Kollege zu Gesicht und dieser wußte von gar nichts, ließ sich erst von mir das Gesehene berichten. Diese seltsame Abstinenz meiner Kollegen ließ mich

befürchten, daß sie über alle Vorkommnisse bereits unterrichtet wurden und so vor mir einen bedeutenden Vorsprung erlangt haben mochten, etwas, was, wie man sich leicht denken kann, von meinem Standpunkte aus gewiß sehr bedauerlich gewesen wäre. Die Situation war somit für mich eine sehr peinliche und meine nervöse Aufregung auch eine ganz begreifliche. Da erblickte ich plötzlich den Preßchef in nächster Nähe. Ich eilte auf ihn zu in der freudigen Hoffnung, nun endlich von ihm die gewünschten Informationen zu erhalten. Ich hatte mich getäuscht. Herr von Littrow wußte von nichts oder er tat vielmehr so, als wüßte er von nichts. Er zuckte mit den Achseln und meinte ganz lakonisch: »Es werde nichts Besonderes gewesen sein.« Erst als ich ihm von dem Selbsterlebten erzählte, wurde er wenigstens insofern mitteilbarer, als er die Möglichkeit zugab, daß dem Feldzeugmeister über das Vorgefallene berichtet worden sein mag, da er aber weiter keine Erwähnung davon gemacht, sei anzunehmen, daß die ganze Sache nicht von Belang sei.

Diese zurückhaltende Antwort bestärkte mich nur in der Vermutung, daß der Ausgang des Kampfes ein sehr schlimmer gewesen, daß man jedoch die Wahrheit verschweigen wolle. Gewißheit erlangte ich bald von anderer Seite.

Ein Oberst, den ich nicht kannte, der aber unter den Anwesenden sich befunden hatte, als ich bei meinem ersten Erscheinen dem Feldzeugmeister vorgestellt wurde, wußte, daß ich einer der Kriegsberichterstatter sei und kam auf mich zu mit der Frage, ob ich schon gehört, daß unser erster Waffengang ein schlimmes Ende genommen? Seine weiteren Bemerkungen machten auf mich den Eindruck, daß er seinem Kameraden (General Stadion) nicht gerade sympathisch gesinnt sei. Er sagte nämlich: offenbar glaubte er sich den Maria Theresien-Orden holen zu können, denn sonst wäre es auch ganz unbegreiflich, weshalb er ohne Auftrag einen Kampf aufgenommen hat, der einen noch weit schlimmeren Ausgang hätte nehmen können, als es zum Glück der Fall gewesen.

Tatsächlich hatte General Stadion vor Montebello eine Niederlage erlitten. Das war deutlich aus den Worten des Offiziers zu entnehmen. Allein auch das war für meinen Zweck unzureichend, ich mußte trachten, Details zu erfahren. Erst nach mehr als einer Stunde peinlichen Harrens kam der Erlöser in der Person meines Kollegen, Major B. Er kam direkt vom Schauplatze des Gefechtes; er hatte alles vom Beginne bis zum Ende mit angesehen. Sofort nach seiner Ankunft ging er an die Arbeit

und ließ mich zu meiner Information aus seinem Konzept Notizen machen. Ich kam so in die Lage, einen strategisch genauen Bericht fertig zu stellen. Nun galt es noch, das Signum des Preßchefs für die Briefe einzuholen. Bis dieser aufgefunden wurde, bis er die Berichte gelesen, wobei er gewisse Ausdrücke, die ihm zu schroff erschienen, einfach eliminierte, bis die Manipulation im Postamte beendet war, verstrich wieder eine geraume Zeit! Endlich war die Tagesarbeit getan. Erschöpft gingen wir in die Restauration und hier besprach nun mein Kollege die Vorgänge vom militärischen Standpunkte aus. Es sei, sagte er, fraglich, ob es zweckmäßig gewesen, dem General Stadion eine so starke Macht beizugeben, da es sich doch nur um Reko-gnosierungszwecke handelte; gewöhnlich pflege man hierzu nur kleinere Abteilungen zu verwenden. Als Fehler könne es jedoch nicht bezeichnet werden, Vorsicht schadet nie. Eine andere Frage sei es freilich, ob es zweckmäßig war, daß sich der General in ein Gefecht eingelassen. Wäre das Waffenglück auf seiner Seite gewesen, so würde man sein Vorgehen nicht nur allgemein gebilligt haben, man hätte ihn dann gewiß sogar entsprechend belobt; nun das Gegenteil eingetreten, werde man es zweifels-ohne an Vorwürfen nicht fehlen lassen. Jeder Miß-

erfolg, bemerkte er dann weiter, so gering er auch sein möge, dürfe nie unterschätzt werden, schon deshalb nicht, weil er immerhin eine gewisse deprimierte Stimmung bei der Truppe hervorrufe; vor allem sei dies der Fall, wenn es sich um einen ersten Zusammenstoß handelt. Seiner Ansicht nach wäre es freilich besser gewesen, wenn sich der General innerhalb der Grenzen des ihm gewordenen Auftrages gehalten und sich rechtzeitig zurückgezogen hätte.

Während er so sprach, veränderte sich plötzlich seine Gesichtsfarbe und ein schwerer Hustenanfall behinderte ihn, seine Argumentation fortzusetzen; er dauerte zwar nicht lange, er erschien mir aber doch bedenklich, weil er von Fiebererscheinungen begleitet war. Auch mein Freund war darob sehr ängstlich geworden und sofort faßte er den Entschluß, in das nächstgelegene Spital zu gehen und den dortigen Spitalchef zu konsultieren. Auf dem Wege dahin fühlte er daß sich der Zustand verschlimmere; er klagte über Schwäche, über Herzbeklemmungen und Atemnot.

Im Feldlazarett konstatierte der Spitalchef eine heftige Erkältung und sprach die Befürchtung aus, daß sich auch eine Lungenentzündung daraus entwickeln könne; jedenfalls müsse der Patient im

Spitale verbleiben, damit das Allernotwendigste geschehen und er beobachtet werden könne. Daraufhin traf mein Kollege einige Verfügungen für die nächsten Tage. Er ersuchte mich, ihn mittlerweile zu vertreten, Wagen und sein Reitpferd könne ich vorläufig benützen, bis seine Situation sich geändert haben werde.

Unter anderen kleinen Paketen, die er bei sich trug, übergab er mir auch seine Briefftasche, in der sich, wie er hinzufügte, seine letztwilligen Verfügungen und noch verschiedene andere wichtige Papiere befinden. Er sagte dies alles in ruhigem Tone. Auf mich machte es einen herzerschütternden Eindruck! In welcher peinlichen Situation ich mich durch diese plötzliche Erkrankung meines Kollegen versetzt sah, ist einfach unbeschreiblich. Ich fühlte mich bis dahin so glücklich, einen Genossen gefunden zu haben, von dem ich jederzeit erwünschte Aufklärungen und Belehrungen erhalten konnte; auf ihn und seine Beihilfe vertrauend, blickte ich sicher und mutig in die Zukunft, und nun, wo die schwersten Tage bevorstanden, sollte ich ihn für lange Zeit missen, alle meine Hoffnungen schienen plötzlich vernichtet.

Daß ich jede freie Stunde benützte, um am Krankenbette meines Freundes zu weilen, ist wohl

selbstverständlich. Mit tiefer Betrübniß erfüllte mich die Mitteilung des Arztes, daß sich der Zustand des Patienten während der letzten Nacht sehr verschlimmert hätte. Die starken Hustenanfälle hätten ihn in der Ruhe gestört, sie hätten sich im verstärkten Maße eingestellt und die Fiebererscheinungen seien heftiger aufgetreten.

Zum erstenmal, seitdem ich Wien verlassen, sehnte ich mich wieder dahin zurück, und weit mehr, als dies schon dort der Fall war, ängstigte mich der Gedanke, daß ich, nunmehr verlassen und allein, der Aufgabe nicht gewachsen sein werde, die man mir — fast möchte ich sagen gewaltsam — aufgedrängt hatte.

Da kam mir endlich wieder ein günstiger Zufall zu statten. Bei meinem Besuch im Spital befand sich dort ein Offizier, der mit dem Spitalschef über administrative Angelegenheiten zu sprechen hatte. Er wurde mir als ein Wiener, namens Auspitz, vorgestellt. Ich erinnerte mich sofort, daß ein Schulkollege gleichen Namens, mir, als ich ihn zufällig bei meiner Abreise nach Italien auf der Straße getroffen und ihm gesagt hatte, daß ich mich als Kriegskorrespondent nach dem Kriegsschauplatze begeben, Grüße für seinen in Verona weilenden Bruder aufgeben habe. Dieses zufällige Zusammen-

sammentreffen kam mir um so erwünschter, als sich nach einem kurzen Gespräch Herr Leutnant Auspitz bereit erklärte, mich tunlichst zu unterstützen, für den Fall, als sein Vorgesetzter hierzu seine Erlaubnis erteilen würde. Noch am selben Tage war sie erreicht. Die Mithilfe kam mir ganz außerordentlich zu statten. Auspitz wurde mein fleißiger Mitarbeiter; da er gewissenhaft und federgewandt, zudem Offizier war, kam es auch der Militär-Zeitung erwünscht, einen Fachmann mit der Berichterstattung betraut zu sehen; — ich hatte von dem Moment seiner Bekanntschaft nicht mehr für das genannte Blatt zu sorgen und nunmehr auch einen Fachmann an meiner Seite, der mich in militärischen Sachen informieren konnte*).

*) Auspitz hat es bis zum Generalmajor gebracht, mußte aber infolge eines Augenleidens quittieren, fand dann im Ministerium des Äußern Verwendung, wo er bis zu seinem Ableben eine vielseitig belobte Tätigkeit entwickelt hat. Sein Bruder, Professor für Dermatologie an der Wiener Universität, fand in jungen Jahren durch eine Infektionskrankheit den Tod.

Peinliche Überraschung.

Die Wahrheit des Wortes vom Antlitz, das der Spiegel der Seele ist, lernte ich während meines Aufenthaltes im Hauptquartier wiederholt kennen.

Man mußte ja nicht ein besonders scharfer Beobachter sein, um aus den Gesichtern der Kommandanten herabzulesen, wie die Dinge stehen, ob sie frohe Hoffnungen rechtfertigen, oder ob man schwere Enttäuschungen erlitten; ob man beruhigt in die Zukunft blicken könne, oder ob schwere Sorgen sie belasten. Nur die Ursachen des Gesichtsausdruckes lassen sich nicht bestimmen.

Seit den Vorgängen von Montebello herrschte im Hauptquartier der österreichischen Armee eine höchst trübe Stimmung, eine schwüle Atmosphäre, wie sie dem Ausbruch eines Gewitters vorauszugehen pflegen.

Was war die Ursache davon? Waren schlimme Nachrichten eingelaufen? Woher? Vielleicht wieder vom Ballplatz in Wien? Oder aus dem feindlichen Lager? Gab der Mißerfolg Stadions etwa Anlaß zu

einer besonderen Emotion? Mit Nichten! Darin stimmten ja alle berufenen Faktoren überein, daß das Geschehnis von Montebello — wenn auch an und für sich sehr bedauerlich — doch keinen Grund zu einer Aufregung, am allerwenigsten zu Besorgnissen gebe. Was hatte also doch diese auffällige und allgemein aufgefallene Mißstimmung, die am allerdeutlichsten beim Oberkommandanten zum Ausdruck kam, zu bedeuten?

Wie in allen Fällen, die geeignet sind, die Neugierde zu erwecken, an Stelle der Wahrheit allerlei Gerüchte traten, so geschah es auch hier — die abenteuerlichsten Nachrichten zirkulierten und wurden vielfach geglaubt.

Ich hütete mich wohl, sie in meinen Berichten zu registrieren, die Briefe solchen Inhaltes wären ja gewiß vom Zensor inhibiert worden. Ich hatte es auch gar nicht nötig, mich in Vermutungen zu ergehen, nur zu Kombinationen meine Zuflucht zu nehmen, da ich zufällig die Wahrheit erfuhr, und zwar von »guter Seite«, von dem — Diener — des Herrn Majors. Während der kurzen Zeit seiner Anwesenheit auf dem Kriegsschauplatze hatte dieser mit dem Leibkutscher des Feldzeugmeisters dicke Freundschaft geschlossen. Von ihm hatte er erfahren, daß seit zwei Tagen die ganzen Nächte

hindurch bis zum Morgengrauen Beratungen des Oberkommandanten mit seinem Stabe stattgefunden, bei denen es sich, wie er meinte, um einen Kriegsplan gehandelt hätte.

Das hatte nun viel Wahrscheinlichkeit für sich. Gewiß war ein solcher Plan schon zur Zeit fertig gestellt, als dem Feldzeugmeister Gyulay das Oberkommando übertragen worden war. Mittlerweile war aber die Situation eine wesentlich andere geworden. Im Verlaufe von vier Monaten hatten sich die Dinge so gewaltig geändert, daß der ursprüngliche Plan hinfällig geworden und sich die Notwendigkeit ergeben haben mochte, einen neuen auszuarbeiten. Die Vermutungen des Dieners stellten sich also insofern als wahrscheinlich dar. Ich konnte sie als richtig annehmen, um so mehr, als gleichzeitig das Gerücht zirkulierte, der Oberkommandant wolle, eingedenk des Wortes »Vorsicht sei der Tapferkeit besserer Teil«, das Hauptquartier wieder nach Verona zurückverlegen, ja sogar die auf dem Wege nach Turin konzentrierte Truppenabteilung nach einer anderen Richtung dirigieren.

Hauptmann Littrost war nicht wenig erstaunt, als ich ihm erzählte, was ich Neues erfahren. Er hätte gar so gern den Namen meines Gewährs-

mannes gewußt; auch interessierte es ihn, zu wissen, ob auch die »anderen Herren« mit ihm in Verbindung stünden. Er schien nämlich sehr beunruhigt, daß noch ein zweiter Herr sich im Hauptquartier »etabliert« haben könnte, der einen Teil der ihm obliegenden Geschäfte vollziehe, einer, von dessen Existenz er nichts wisse und der sozusagen mit »geschlossenem Visier« im geheimen eine unberufene Tätigkeit entwickle.

Ich suchte ihn bezüglich des letzten Punktes zu beruhigen, hütete mich aber, aus leicht begreiflichen Gründen, meinen Gewährsmann zu nennen.

Genauer als ich war über den Zweck der Beratungen unter dem Vorsitze des Feldzeugmeisters mein Kollege von der »Mailänder Zeitung« unterrichtet. Ihm standen eben ganz besondere Quellen zu Gebote, aus denen er seine Nachrichten schöpfen konnte.

Ich glaubte schon einer der fleißigsten unter den anwesenden Kriegskorrespondenten zu sein, hatte ich doch täglich mindestens zwei Briefe — einen nach Wien und einen nach Frankfurt abgesandt, mit ausführlichen Schilderungen über das Erlebte. Der Korrespondent der »Mailänder Zeitung« war jedoch weitaus fleißiger. Sein Journal brachte

oft vier bis fünf Kolumnen ausgefüllt mit Nachrichten vom Kriegsschauplatze. Woher er sie schöpfte, blieb mir unbekannt. Kollege Kapper mochte recht haben mit der Annahme, daß der Korrespondent einer italienischen Zeitung unter den bevorzugten sei, weil er ein — Italiener sei. Diese, so meinte er, hätten in Österreich immer eine Ausnahmstellung, sowohl die Gesamtheit, als auch wohl jeder einzelne. Tatsächlich war es ja immer so. In der ganzen Monarchie waren beispielsweise die minderwertig gewordenen Banknoten in dem österreichisch-italienischen Gebiete durch hartes Metall ersetzt; für Italien wurden nach Bedarf Silberzwanziger geprägt, die ein großes Agio hatten.

Im Gesamtstaate herrschte eine strenge, oft zu strenge gehandhabte Verwaltung, entsprechend dem polizeilichen System, dem Wesen des Absolutismus, in Italien dagegen auf allen Gebieten eine legere Praxis.

Die Italiener wurden immer sozusagen mit Glacéhandschuhen behandelt, ganz im Gegensatz zu den übrigen Teilen der Monarchie, ganz im Gegensatz zu den Magyaren. Es lag die unverkennbare Absicht vor, jene durch liebevolles Entgegenkommen an die Monarchie zu fesseln, diese durch Strenge

gefüügig zu machen. Dort Nachsicht, hier Rachsucht und Rücksichtslosigkeit! Kapper meinte, es sei demnach gar nicht zu verwundern, wenn unser Kollega aus dem »gelobten Lande« sich einer besonderen Gunst erfreut und ein weitaus wohlwollenderes Entgegenkommen findet als wir. Wie just Kapper dazu kam, sich so, fast möchte ich sagen, revolutionär zu äußern, war mir ein Rätsel. War er es doch gewesen, der sich, als wir noch in Verona am Beginne unserer Mission standen, alle Kollegen vom Kriegsschauplatze, wie ich es an früheren Stellen bereits mitgeteilt, gern unter einen Hut gebracht und zu offiziellen Korrespondenten gestempelt hätte. Vielleicht hatte er seither ganz besonders schlimme Erfahrungen gemacht! Allein recht hatte er ja; was er sagte, war ja nicht zu bestreiten, stimmte ganz und gar mit den tatsächlichen Verhältnissen überein.

Unser Kollega von der »Mailänder Zeitung« hatte sich in der Art des besonderen Wohlwollens und Entgegenkommens des Oberbefehlshabers wie seines Stabes zu erfreuen und durfte sich sogar vieles erlauben, was anderen Korrespondenten strengstens untersagt war. So konnte er beispielsweise seine Briefe ohne Legitimation absenden; eine solche hatte er für seine Person ein für alle-

mal ausgefolgt erhalten. Er brauchte sie nur bei dem betreffenden Postamte vorzuweisen und die Sendung mußte anstandslos angenommen werden. Das war nun eine große Bevorzugung, ein Vorteil, der ihm schon mit Rücksicht auf die Ersparung an Zeit sehr zu statten kam. Auch noch anderer Begünstigungen hatte er sich zu erfreuen. Diese Ausnahmsstellung — es mag das hier ausdrücklich betont sein — machte ihn nicht hochmütig, er war immer und blieb stets ein freundlicher und gefälliger Kollege; wir hatten ihn alle sehr lieb gewonnen.

Wie nahe ging ihm doch das Schicksal unseres erkrankten Berufsgenossen. So oft es seine Zeit gestattete, fand er sich im Lazaret ein und nie kam er mit leeren Händen, immer brachte er ihm etwas mit, um ihm seine Teilnahme zu bestätigen. Sie fand jedoch eine Unterbrechung durch ein plötzlich eingetretenes Ereignis, das im Hauptquartier eine starke Bestürzung hervorrief. Es war nämlich die Nachricht eingelangt, daß Garibaldi mit seinen Freischaren vor Como stehe und sein Einzug in Mailand unmittelbar bevorstehe!

Nun endlich wurde es doch ernst — ernst, freilich nicht durch die Initiative des Oberbefehlshabers — er wurde gedrängt, das Schwert aus

der Scheide zu ziehen, durch das rasche Vorrücken der vereinigten feindlichen Armee.

Meinen Kollegen von der »Mailänder Zeitung« habe ich von jenem Tage an nicht mehr gesehen. Wohin er wohl geraten sein mag? Niemand wußte Bescheid.

Schlacht vor Magenta.

»Das charakterisiert am besten diese Katzlmacher!« soll Gyulay sich einmal geäußert haben, als ihm die gelungene Expedition Garibaldi's gemeldet wurde. »Eines ausgesprochenen Revolutionärs bedienen sie sich, um ein Königreich zu gründen!« Sein Zorn gegen diesen »Abenteurer« stimmte ihn freundlich für die »Herren von der Presse«, von denen er erwartete, daß sie ihn nach Gebühr behandeln werden. Wäre man ihm ordentlich an den Leib gerückt, man hätte sich gewiß vom Oberbefehlshaber eine besondere Auszeichnung holen können. Mit Hohn und Verachtung sprach er von diesem »General«, der sich selbst dazu ernannt hat und eine Armee von »Müßiggängern und Strolchen« befehligte. — Wie der Herr, so seine Diener, soll sich Gyulay dem englischen Korrespondenten gegenüber geäußert haben. Nun, es mag ja immerhin für einen »im Dienst ergrauten« Soldaten kränkend sein, einen Mann als General bezeichnet zu wissen, der eigent-

lich nie »gedient« und sich vom »erstbesten Schneider die goldenen Borten auf seine Uniform aufnähen, und sich dann als General betiteln läßt«. Indessen, alle Zornesausbrüche änderten ja doch an der Tatsache nichts, daß Garibaldi ausgezeichnet operierte und das Hauptquartier durch sein plötzliches Erscheinen vor Como in tiefgehende Besorgnisse versetzte.

Die Befürchtungen des Oberbefehlshabers waren so groß, daß er abermals fest entschlossen schien, die Armee aus Piemont zurückzuziehen und vor Verona zu konzentrieren und von hier aus zu operieren. Minder schlimm soll, wie man sich im Hauptquartier erzählte, der mittlerweile daselbst eingetroffene General Heß die Sachlage angesehen und Vorschläge gemacht haben, zu denen wieder Gyulay seine Zustimmung nicht geben wollte. War es nun schon auffallend und gab es zu allerhand Gerüchten Anlaß, als plötzlich der alte Heß auf dem Plan erschienen war, den man — wie bereits an früherer Stelle erwähnt — anläßlich der Wahl des Oberbefehlshabers gänzlich übergangen hatte, so überraschte es noch weit mehr, als man hörte, in welcher Eigenschaft er eigentlich ins Hauptquartier entsendet worden; es hieß: als »Berater Gyulays!« — So befand sich denn eigentlich ein »Drei-

Richterkollegium« im österreichischen Hauptquartier, u. zw. der Oberkommandant, sein Generalstab und als dritter Heß als Beirat! Eine ungewöhnliche Zusammensetzung! Diese dreigliedrigen Funktionäre konnten sich — das wurde sogar vom Preßchef zugegeben — über das, was nunmehr zu tun wäre, nicht einigen. Viel' Köpfe, viel Sinn! — Schließlich tat doch Gyulay das, was er für das beste hielt. Er führte denn seine Armee mit Eilmärschen von Piemont zurück (am 4. Juni) und beabsichtigte zunächst seinen Leuten einen Ruhetag zu gönnen, um dann mit frischen Kräften losbrechen zu können. — Der Feind ließ ihm jedoch keine Zeit dazu, benützte vielmehr die »Ruhepause« Gyulays, um die nur unvollständig gesprengte Brücke von Buffalora zu überschreiten und sofort das Korps Clam-Gallas anzugreifen; den Schlüssel zu dieser beiderseitigen Operation bildete das Dorf Magenta.

Ein halbes Jahrhundert ist seither im Strom der Zeit dahingeflossen und gedenke ich des Tages, da ich in Gesellschaft einiger Kollegen und Offiziere seitwärts von der Stelle, wo sich der Oberkommandant mit seinem Stabe befand, den Vorgängen auf den Schlachtfelde folgte, so — schlagen schwer die Pulse, vibrieren stärker die Nerven und zittert die Hand, die das Erlebte niederschreiben soll!

Viel gräßlichere Kriege haben seither die Menschheit heimgesucht, die Erde getränkt mit dem Blute vieler tausender und tausender Opfer. Ich selbst habe in späteren Jahren die furchtbaren Greuel des Krieges zur Genüge kennen zu lernen Gelegenheit gehabt; wenn mir gleichwohl der Tag von Magenta einen nachhaltigen bleibenden Eindruck gemacht, so mag wohl der Grund darin liegen, daß es zum erstenmal in meinem Leben gewesen, daß ich ein Schlachtbild aus relativ nächster Nähe vor meinen Augen sich entwickeln sah! Indessen nicht bloß das Schlachtbild bleibt mir unvergeßlich, weit mehr noch das Schlachtfeld, das ich am nächsten Morgen mit Tagesanbruch in Gesellschaft meines Adlatus, des Leutnants Auspitz besuchte. Ich hatte ihn gebeten, mich dahin zu begleiten, weil ich voraussetzte, daß ich unter dem Schutze eines Uniformierten sicherer wäre. Auch konnte ich ja annehmen, daß er mir gewisse Anleitungen und Informationen geben würde, die ich für meine Korrespondenzen verwenden könnte. Auspitz riet mir von der Expedition entschieden ab; sie sei zu gefährlich, meinte er, und schon gar in Begleitung eines Offiziers. Er hatte also just die entgegengesetzte Ansicht, wie ich sie hatte, und er begründete seine Warnung unter Hinweis auf die Niederlage,

die wir erlitten, und damit, daß das Schlachtfeld gewiß vom Feinde sorgfältig bewacht und besetzt sein dürfte. Das geringste, was uns geschehen könnte — so meinte er — wäre, in Gefangenschaft zu geraten und das wäre doch für beide Teile höchst fatal. Ich war aber nicht zurückzuhalten, alle Einwände und guten Ratschläge waren umsonst, ich erklärte ihm rundweg, daß ich, da er sich fürchte, allein die Fahrt unternehmen werde. Ich hatte dem Kutscher bereits den Befehl erteilt, sich bereitzuhalten.

Ein unwiderstehlicher Drang zog mich wieder dahin, wo ich tags vorher gestanden, zog mich nach dem Schlachtfelde, das ich — freilich in entsprechender Entfernung beobachten konnte, nunmehr aber in nächster Nähe, so nahe als nur möglich sehen wollte. War es Neugierde oder Pflichtgefühl — ich weiß es nicht mehr, ich erinnere mich bloß, daß alle Einwände und noch so lebhaftes Schilderungen der Gefahren, denen ich entgegengehe, wenn ich meine Absicht ausführe, nichts nützen. Schließlich gab Auspitz nach; allein wollte er mich doch nicht lassen und so entschloß er sich denn, mitzutun.

Mächtiger, weitaus mächtiger als der Eindruck, den das Schlachtgetümmel am Tage vorher her-

vorgerufen, von dem ich mir ja doch eigentlich trotz mancher Informationen keinen richtigen Begriff machen konnte, war der, welcher sich auf dem Schlachtfeld meinem Auge darbot. Es war ein herzerschütterndes Bild, eine Szenerie, wie man sie sich entsetzlicher kaum vorzustellen vermag. Man muß sich nur in meine Lage, in die Lage eines Menschen versetzen, der »so etwas« noch nie im Leben gesehen, der zum erstenmal in einem weit-ausgedehnten Raume die Erde getränkt sieht mit dem Blute tausender Verwundeter und Leichen, bedeckt mit verkrüppelten oder totgeschossenen Pferden, mit hunderten auf dem Boden zerstreut herumliegenden Gewehren, Helmen und Fetzen von Uniformen. Man mußte die Hilferufe und das Jammergeschrei der schmerzerfüllten Opfer gehört haben, um sich einen Begriff davon machen zu können, wie mächtig dies alles auf mich eingewirkt hat! Von Mitleid und Teilnahme, von Entsetzen und Entrüstung erfüllt, stand ich da, zitternd in ungeheurer Aufregung, unfähig, meinen Gefühlen und Empfindungen Ausdruck zu geben. Nur die eine Frage beherrschte mich: Muß dies alles so sein? Müssen dem Willen eines einzelnen tausende kräftige, arbeitsfähige und wohl auch arbeitslustige junge Burschen zum Opfer fallen? Müssen hoff-

nungsvolle Kinder ihren Eltern entzogen werden, denen sie vielleicht die einzige Stütze im Alter sein sollen? Muß das alles so sein? — Man spötle nicht über diese — meine Gedanken, über diese »kindischen« Gefühlswallungen — fünfzig Jahre nachher haben ernste, durch Wissen ausgezeichnete Männer, hohe Würdenträger, Diplomaten, allerlei Delegierte großer und kleiner Staaten beisammen gesessen, erfüllt von dem gleichen Gedanken und beschäftigt mit ähnlichen Fragen, wie zum mindesten die Greuel des Krieges vermindert werden können?

Meinen freiwilligen Mitarbeiter, den Leutnant Auspitz beschäftigte ein anderer Gedanke. Er fand keinen rechten Erklärungsgrund dafür, weshalb das Schlachtfeld von beiden Heeren die ganze Nacht besetzt blieb. Das Dorf Magenta war den Österreichern entrissen, darüber konnte kaum mehr ein Zweifel bestehen. Wie kam es aber dann, daß sie doch auf dem Schlachtfelde bleiben konnten, angesichts der feindlichen Armee, die gleichfalls die Nacht daselbst ausharrte? War die Schlacht noch nicht entschieden, sollte noch weiter gekämpft werden? Weshalb zögert man dann beiderseits? Ja, noch mehr! Unsere Sanitätsmannschaft war an Ort und Stelle, verrichtete unbehindert ihre schwie-

rige Arbeit. So weit die — freilich ungenügenden — Mittel dies gestatteten, wurde den Verwundeten Hilfe geleistet, wurden sie verbunden, mit Getränken gelabt, wurden sie weggeschafft. Das alles konnte ja auch gewiß vom feindlichen Lager aus gut gesehen werden und doch vollzog sich alles in bester Ordnung! Es war einfach verwunderlich, unfafßbar! Erst im Laufe des Tages erfuhr man, daß österreichischerseits tatsächlich die Absicht bestanden, den Kampf wieder aufzunehmen, und daß der Oberkommandant zu diesem Behufe dem General Clam-Gallas den Befehl zum erneuerten Angriff zukommen ließ; er konnte aber nicht vollzogen werden, da dieser erklärte, sein Korps sei nicht mehr kampffähig, sei in Unordnung und übermüdet, und erst als Mac Mahon die Überzeugung erlangte, daß der erwartete Angriff unterblieb, rückte er mit seinem Heere vor, die Österreicher zogen sich hierauf zurück und der Feind besetzte das ganze Schlachtfeld — ohne weiteren Widerstand. Für diese »Heldentat« wurde bekanntlich Mac Mahon zum Marschall ernannt und mit dem Titel »Herzog von Magenta« ausgezeichnet!

Als sich die Österreicher zurückgezogen hatten, fand es mein Begleiter geraten, ihnen unverzüglich zu folgen. Diesmal konnte ich ihm nicht wider-

sprechen. Mit tiefer Betrübniß erfüllte mich jedoch der Gedanke, die armen Verwundeten verlassen, dem Zufalle preisgegeben zu sehen. Leutnant Auspitz suchte mich zu trösten. Ich könne, meinte er, ganz beruhigt sein. Hilflosen gegenüber werde auch der Feind das Werk der Menschlichkeit üben, sie werden bestimmt den entsprechenden ärztlichen Beistand finden; das schlimmste, was ihnen geschehen könne, wäre, daß sie in Gefangenschaft genommen und so lange fern von ihrer Heimat behalten würden, bis der Friede geschlossen würde.

Die österreichischen Ärzte hatten, so viel ich in der kurzen Zeit unserer Anwesenheit auf dem Schlachtfelde wahrnehmen konnte, mit wahrer Selbstaufopferung ihre Pflicht getan. Sie hatten die ganze Nacht hindurch den armen Verwundeten ihren ärztlichen Beistand, respektive ihre erste Hilfe geleistet. Freilich ausreichend konnte sie nicht sein, dazu war ihre Zahl zu gering, das nötige Material zu spärlich und die Transportsanitätswagen zu ungenügend. Das mochte daher gekommen sein, weil man im Hauptquartier über die Art des Zusammentreffens mit dem Feinde nicht genau unterrichtet war und vom Feinde sozusagen überrascht wurde. Aber immerhin wäre es ungerecht gewesen, zu klagen, denn was unter den gegebenen Umständen

geschehen konnte, ist geschehen. An Räsoneurs fehlte es übrigens auch da nicht, an jenen Allesbesserwissern, die immer viel auszusetzen haben. Es fehlte auch nicht an agents provocateurs, die nur die Gelegenheit suchen, andere zum Räsoneieren zu veranlassen, um Grund zu haben — anzuschwärzen und sich dabei in ein möglichst günstiges Licht setzen. Einem solchen — Lumpen ist einer unserer Kollegen zum Opfer gefallen; er wurde infolge einer Anklage mit gebundener Marschroute nach Hause geschickt. Trotzdem wir Kollegen und auch höhere Offiziere sich für ihn eingesetzt hatten, war doch nichts zu erreichen, er mußte fort. Vielleicht hätte unsere Fürsprache doch genützt und wäre der Oberbefehlshaber nachsichtiger zu stimmen gewesen, wenn die Angelegenheit, die zur »Justifizierung« den Anlaß gegeben, ihm nicht just am Tage der Niederlage von Magenta zur Kenntnis gekommen wäre. Nach einer verlorenen Schlacht sind die hohen Herren aber begreiflicherweise empfindlich und nehmen alles sehr schief. Den Anlaß zur Ausweisung gab ein Artikel, dem der Beschuldigte fern gestanden. Seine Redaktion hatte die Un—vorsichtigkeit begangen, den inkriminierten Artikel mit dem Bemerkten zu publizieren, daß er ihr vom Kriegsschauplatze zugegangen und da fiel

der Verdacht selbstverständlich auf ihren bekannten Korrespondenten. Was nun den Inhalt selbst anbelangt, so war es tatsächlich so, daß er zu beanstanden gewesen. Es wurde nämlich — ohne Vorbehalt — erzählt, der Oberbefehlshaber habe sich »geweigert«, vor Eintreffen der französischen Truppen die Feindseligkeiten zu eröffnen. Das »kleine Häuflein der Sarden« zu besiegen, so soll er nach Wien berichtet haben, wäre keine Ruhmestat, mit diesem konnte man »leicht fertig« werden; dagegen wäre es ein großes Verdienst, die Franzosen »unschädlich« zu machen, Napoleon aufs Haupt zu schlagen und ihnen den Rückzug nach Paris unmöglich zu machen. Die Nichtigkeit dieser Mitteilung lag auf flacher Hand. Einem Menschen von gesundem Verstand so etwas zuzumuten, war einfach — absurd und daß sich der Oberkommandant dagegen wehrte, ganz begreiflich!

So ganz aus der Luft gegriffen war übrigens die Mitteilung doch nicht. Der junge Diplomat im Hauptquartier, dessen ich an früherer Stelle bereits erwähnte, der sich gleichfalls für den Ausgewiesenen interessierte und auch einsetzte, sagte mir noch am selben Tage, daß der Einsender jener Mitteilungen wohl etwas läuten gehört, das Richtige aber nicht verstanden hätte. Tatsächlich hatte man

am Ballplatz in Wien davon »geträumt«, Napoleon unschädlich zu machen und sich eine zeitlang mit dieser Hoffnung getragen, von der Voraussetzung ausgehend, dies mit Hilfe Preußens bewerkstelligen zu können. Man hatte jedoch bald eingesehen, daß man die Rechnung »ohne Wirt« gemacht. Wieder nur ein Beweis für die Kurzsichtigkeit des Staatsmannes, der als oberster Kapitän das Staatsschiff zu lenken berufen war! In einer Beziehung benahm sich Graf Buol doch vorsichtig; er holte sich kein Refus, er trat nicht direkt — wie es sonst bei einer ähnlichen wichtigen Sache diplomatischer Usus ist — an seinen Kollegen in Berlin heran, es geschah dies auch nicht durch den Wiener Vertreter dort; einem hohen österreichischen, auch in Preußen begüterten Kavalier fiel die Mission zu — in nicht offizieller Eigenschaft — und nur sehr vorsichtig »anzuklopfen«, wie man sich allenfalls einem Entgegenkommen seitens Österreichs gegenüber verhalten würde. Die Antwort soll eine solche gewesen sein, daß eine offizielle Anfrage unterbleiben konnte.

Schlag auf Schlag.

Seit dem Tage von Magenta wurde es im Hauptquartier der österreichischen Armee immer ungemütlicher. Man suchte einander auszuweichen, man vermied jedes überflüssige Wort, beschränkte sich im Gedankenaustausch bloß auf das Notwendigste. Jeder befürchtete, durch eine unvorsichtige Äußerung über das traurige Geschehnis, durch irgendeine, wenn auch noch so harmlose Bemerkung Anstoß zu erregen, in Verlegenheiten zu geraten. Wir Korrespondenten hatten schon gar einen schwierigen Standpunkt. Wir waren ja doch immer nur die Geduldeten, wurden immer nur als lästige Beobachter angesehen, wir wurden ja »hohen Orts« als diejenigen betrachtet, die nur darauf brennen, Pikantes an ihre Zeitungen zu berichten, auch zum Schaden anderer . . . Wir mußten also ganz besonders vorsichtig sein in Wort — wie in Schrift. Ich konnte mich zwar, nach wie vor, der Gunst des Hauptmanns Littrow erfreuen, auch schienen mir noch andere Herren vom Stabe sehr gewogen

und da wiederholt neue Anerkennungsschreiben aus Wien und Frankfurt einlangten, hätte ich mit meinem Schicksal zufrieden sein können, gleichwohl fühlte ich mich in traurigster Stimmung — der Eindruck, den ich auf dem Schlachtfeld gewonnen, er wollte mir nicht mehr aus dem Sinn und mit tiefer Betrübniß blickte ich in die Zukunft. Aus dieser Stimmung heraus beschrieb ich die gesehenen Vorgänge; mit welcher Ausführlichkeit, geht aus der Tatsache hervor, daß ich am Tage nach Magenta zwei Berichte für den Lloyd expedierte, die zusammen mehr als achthundert Druckzeilen ausmachten. Dabei muß man bedenken, wie viel Zeit nicht bloß zur Arbeit, auch für die Expedition erforderlich war. Die Briefe mußten erst durch den Berufenen gelesen werden, um die Legitimation für das Postamt zu erlangen und, da auch den anderen Kollegen die gleiche Pflicht wie wir oblag, vergingen Stunden, bis allen Formalitäten Genüge geleistet worden und so kam es, daß die Briefe, die vormittags begonnen waren, erst in den Abendstunden zur Post gebracht werden konnten.

Am 8. Juni hielten Napoleon und Viktor Emanuel — wie die eingelangten Berichte lauteten — unter »ungeheurem Jubel der Bevölkerung« ihren

Einzug in die Hauptstadt der Lombardei! Am 10. Juni räumten die Österreicher Piacenza.

Die entschiedene Rückwärtsbewegung war nicht bloß geboten durch die Niederlage von Magenta, sie war auch durch die Umgehung aus dem Süden notwendig geworden. Das Hauptquartier Gyulays wurde wieder nach Verona verlegt. Wir Korrespondenten folgten ihm nach und so war ich wieder in der Stadt, von wo ich meine ersten Berichte vom »Kriegsschauplatze« hatte abgehen lassen. FZM. Gyulay war aber nicht mehr der Oberbefehlshaber, seine Enthebung von diesem Posten, auf den ihn nur die Protektion gestellt hatte, war bereits am 16. erfolgt. Das Oberkommando übernahm nun Kaiser Franz Josef selbst, Heß blieb, was er war — Beirat. Das umwölkte Firmament begann sich zu lichten! Der Wechsel in der Leitung wirkte allenthalben wie ein Zauber, er wurde mit Begeisterung begrüßt und besonders unter den Offizieren im Hauptquartier herrschte wieder eine frohere Stimmung, man erhoffte nun auch den gänzlichen Umschwung zum Besseren. Mir fiel da ein Ausspruch des bekannten und berühmten Prof. Skoda ein. An das Krankenbett eines sterbenden hohen Staatswürdenträgers berufen, bemerkte er in seiner sprichwörtlich gewordenen Wahrheitsliebe: »Herr, erst im

letzten Momente, wenn kaum mehr eine Aussicht ist, dem Kranken zu helfen, werden die Professoren zu Rate gezogen, wenn der Hausarzt durch eine falsche Diagnose das Unrichtige geleistet hat! Die Wunderdinge sollen dann die Professoren leisten!« — Wird es dem jungen Kaiser und dem alten Heß gelingen, die Fehler wieder gut zu machen? Die Armee glaubte daran! Auch die neuen Führer hofften es! Nach all dem, was man sich im Hauptquartier über deren Pläne erzählte, sollte schon in den nächsten Tagen ein offensiver Vorstoß stattfinden. Man erwartete ihn mit Ungeduld.

Im Hauptquartier waren, wie dies täglich der Fall war, allerlei Gerüchte im Umlauf. Sie auf ihre Richtigkeit zu prüfen, war nur selten möglich. Man beachtete sie deshalb kaum. Ein Gerücht fand jedoch aus einem ganz speziellen Grunde allgemeinen Glauben. Es wurde nämlich nicht nur von offizieller Seite bestätigt, man versuchte vielmehr ausdrücklich und mit allem Nachdruck ihm die weiteste Verbreitung zu geben und es als »authentisch« zu verzeichnen; nebenher erwähnt, geschah dies zum erstenmal während der ganzen Kriegsepoche! Das Gerücht ging dahin, daß nach der nächsten Schlacht, sie mag welchen Ausgang immer nehmen, sofort ein Waffenstillstand zum Zwecke der Anbahnung

von Friedensverhandlungen eintreten werde. Die Anregung hierzu werde vom Kaiser Franz Josef ausgehen, der aus rein humanitären Gründen den Greueln des Krieges ein Ende machen wollte. Man kann — so hieß es weiter — sogar als bestimmt melden, daß der Beherrscher der Franzosen einem solchen Antrage gegenüber sich sympathisch verhalten werde, u. zw. aus einem ganz speziellen Grunde. Aus dem französischen Hauptquartier sei nämlich bekannt geworden, daß dort ein Zwiespalt zwischen Napoleon und seinen Generalen und zwischen diesen untereinander ausgebrochen sei, der es ihm wünschenswert erscheinen lasse, den Krieg zu beenden und schleunigst wieder nach Paris zurückzukehren. Wieso man zu dieser Kenntnis gelangt war, war nicht zu ermitteln, dagegen war der Grund leicht zu erraten, weshalb man wünschte, daß dieser Meldung die »möglichste Verbreitung« gegeben werde. Das war denn auch geschehen. Ein zufälliges Zusammentreffen fügte es, daß sie just an dem Tage zur Verlautbarung kam, als die entscheidende Schlacht von Solferino stattfand.

Am 24. stießen die vereinigten Heere — Sarden in ihrem Vormarsch — mit den Österreichern unvermutet zusammen. Es entwickelte sich sofort ein

von beiden Seiten mit großer Hartnäckigkeit geführter Kampf. Die Franzosen richteten ihre Hauptanstrengungen gegen Solferino, den Mittelpunkt und Schlüssel der Stellung der Österreicher, die nach mehrstündigem erbitterten Kampfe weichen mußten. Ein wolkenbruchartiges Gewitter verhüllte den Rückzug. Die Besiegten konnten unbehindert vom Feinde den Mincio überschreiten. In dieser Schlacht von Solferino war General Benedek der einzige, der lange Zeit dem Feinde standhielt. Wiederholt angegriffen, vermochte er den Feind immer zurückzuschlagen. Als er den Befehl erhielt, den Kampf aufzugeben, verließ er unter Tränen das Schlachtfeld. Gewohnt zu siegen, mußte er, ohne ein Besiegter zu sein, das Schwert in die Scheide stecken. Ein hartes Los! Es war dies für ihn — wie er zu seinem Adjutanten gesagt haben soll — der schwerste Schlag seines Lebens!!

Beide Heere befanden sich nach der Schlacht im Zustande tiefster Erschöpfung! Die Zahl der Verwundeten und Toten wurde auf unserer Seite nach einer oberflächlichen Schätzung auf mehr als 20.000 Mann angegeben. Die Verlust der Verbündeten dürften nicht geringer gewesen sein. An eine Besichtigung des Schlachtfeldes war nicht zu denken.

Abgesehen von der Lebensgefahr, die damit verbunden gewesen wäre, war auch durch einen wolkenbruchartigen Regen der Boden durchweicht und unfahrbar. Nach dem, was ich auf dem Schlachtfeld von Magenta gesehen, hatte ich übrigens kein Verlangen mehr, ein noch gräßlicheres, entsetzlicheres Bild zu besichtigen! Was ich zur Schilderung für meine Blätter benötigte, boten mir vollkommen ausreichend die Informationen, die mir von Verwundeten gegeben wurden, die ich in den Lazaretten sprach! Ich hatte fast den ganzen Tag zu ihren Besuchen benützt. Bei diesem Rundgang wurde mir auch die Mitteilung, daß mein kranker Kollege die Krisis überstanden habe und seine Genesung zu erhoffen sei, nur müsse er, wie mir der Spitalskommandant sagte, da er eine besondere Pflege benötigte, noch sehr geschont werden, weshalb man in seinem Sinne den Auftrag erteilte, in Verona in einem Privathause für ihn ein Zimmer zu mieten, wohin er dann in seinem Wagen und in Begleitung eines Arztes gebracht wurde. Das war nun sehr beruhigend; ihn zu sprechen, wurde mir nicht gestattet.

Seine Übersiedlung in ein Privathaus behufs besserer Pflege war übrigens schon deshalb geboten, weil in den Hospitälern überhaupt nur Verwundete untergebracht werden durften, auch waren die Beleg-

räume daselbst schon derart besetzt, daß Verwundete sogar auf dem Boden herumlagen. Es war geradezu schrecklich, welche Verheerungen die beiden Schlachten angerichtet hatten!

Unter solchen Umständen wäre es überhaupt unmöglich gewesen, die Feindseligkeiten fortzusetzen, auch wenn der Wille dazu vorhanden gewesen wäre. Die Armee war zersplittert; um die einzelnen Abteilungen wieder in Ordnung bringen zu können, brauchte es einige Zeit; auch war sie bereits zu entmutigt, um sie mit der Aussicht auf irgendeinen Erfolg dem Feinde entgegen führen zu können. Gleichwohl hörte man zwei Tage nach Solferino nichts von einem Waffenstillstand und auch nichts davon, was nunmehr beabsichtigt sei. Der Kaiser mit seinem Stab besichtigte fleißig die Spitäler, erkundigte sich, von Bett zu Bett gehend, um das Befinden jedes einzelnen der Verwundeten, hatte für jeden ein liebes Wort, sprach jedem Trost und Mut zu und zeigte nicht bloß eine außerordentliche Teilnahme — man hörte es jedem Worte an — es kam vom Herzen, war tief empfunden.

— — — — —

Daß nicht sofort nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht von Solferino Friedensverhandlungen in Angriff genommen werden konnten, war

begreiflich. Es hätte dies den gräßlichen Eindruck der Niederlage noch verstärkt. Es war seither fast eine Woche verstrichen, ohne daß etwas geschehen wäre, was die mit solchem Nachdruck gegebene Information vor der Schlacht über die Absichten des Oberkommandanten zu bekräftigen geeignet gewesen wäre. Nach dem Grund zu forschen, war nicht ratsam, nach einer so furchtbaren Niederlage sind, wie ich das schon bei einem ähnlichen Anlasse zu bemerken Gelegenheit hatte, die hohen Herren sehr empfindlich und — unzugänglich, und das klügste ist, zu warten, bis sie es selbst für zweckmäßig finden, das Schweigen zu brechen. So verging denn ein Tag um den anderen, ohne daß es möglich gewesen wäre, Authentisches über die Vorgänge und Absichten des Oberkommandanten zu erfahren. Dieser Stillstand dauerte bis gegen Ende Juni fort. Endlich am ersten Julitage ließen Äußerlichkeiten darauf schließen, daß etwas Besonderes im Zuge sei. Ab und zu bemerkte man fremde Gestalten dem Hauptquartier, dem Sitz des Kaisers, zuschreiten und sofort tauchte auch schon das Gerücht auf, daß Friedensunterhandlungen stattfänden. War man nun auch, wie gemeldet, von kompetenter Seite schon früher darauf vorbereitet worden, daß die nächste Schlacht die letzte sein werde, so über-

raschte es doch ganz gewaltig, als man hörte, daß die Initiative hierzu von — Napoleon ausgegangen. Anfänglich wollte man nicht recht daran glauben, obschon es doch eigentlich nicht etwas gar so Verwunderliches ist, wenn der Sieger dem Besiegten entgegenkommt, um ihm einen schweren Schritt großmütig zu erleichtern!

Tatsächlich wurde uns Korrespondenten — ohne Vorbehalt — die Mitteilung, daß ein Vertrauensmann Napoleons (General Fleury) eingetroffen sei, versehen mit Vollmachten zum Abschluß eines Waffenstillstandes. Es war dies am 6. Juli. Allgemeine Überraschung! Auf eine solche Wendung war man nicht vorbereitet. Begreiflicher Weise war man nun auf die Friedensbedingungen des Siegers sehr gespannt! Auch darüber sollten wir nicht lange im unklaren bleiben. Am 8. wurde der Waffenstillstand abgeschlossen, am 11. fand die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Villafranca und einen Tag danach die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien statt. Sie waren hart, aber doch eigentlich nicht so, wie man sie nach der Niederlage befürchtete. Von berufenster Seite wurden sie uns offiziell bekannt gegeben, mit dem beigefügten Wunsche, wir möchten den »tiefschmerzlichen Empfindungen Sr. Majestät des Kaisers« in

unserer Darstellung Rechnung tragen und die aufgeregten Gemüter der Bevölkerung zu beruhigen trachten. Die Bedingungen lauteten: »Es solle ein italienischer Bund unter dem Ehrenvorsitze des Papstes errichtet werden. Der Kaiser von Österreich tritt an den Kaiser der Franzosen die Lombardei mit Ausnahme von Mantua und Peschiera ab und dieses Gebiet wird letzterer dem König der Sarden übergeben. Die vertriebenen Erzherzoge kehren in ihre Staaten zurück, werden aber angewiesen, eine allgemeine Amnestie zu erlassen. Beide Kaiser verpflichten sich, vom Papste die Einführung von Reformen zu verlangen. Venetien nimmt an dem italienischen Bund teil, bleibt aber österreichisch.«

Selbst Leuten ohne politische Schulung, ohne Erfahrung in politischen Dingen mußte es sofort einleuchten, daß diese Bedingungen nicht geeignet waren, den König von Piemont und Sardinien, noch viel weniger den nationalen Enthusiasten Cavour zu befriedigen. Sie hatten mit ganz anderen Voraussetzungen und Hoffnungen den Krieg begonnen und nun, durch die erfochtenen Siege nahe ihrem Ziele, sollten sie sich mit so wenigem begnügen! Österreich wieder mußte sich mit diesen relativ günstigen Bedingungen einverstanden erklären, es konnte kaum

nach den schweren Niederlagen günstigere erhoffen. Zwar blieb ihm ja noch der Ausweg, abermals die Intervention der Großmächte anzurufen, allein die Erfahrungen, die es vor dem Ausbruch des Krieges gemacht, ließen jetzt unter den mißlichen Umständen kaum Günstiges erwarten, schon gar nicht von einem Kongreß.

Es war daher für uns Kriegskorrespondenten gar nicht so schwer, das Erlangte als relativ günstig darzustellen. Groß-Österreich verlor eine seiner schönsten Provinzen, aber das Schatzkästlein — Venedig — blieb ihm doch erhalten. Seinen Einfluß in Italien sicherte ihm der »Bund«, in dem ihm Sitz und Stimme gewahrt blieb; den vertriebenen, ihm wohlgesinnten Erzherzogen hatte es die Rückkehr in ihre Residenzen ermöglicht und, woran dem Kaiser Franz Josef als katholischem Fürsten am meisten gelegen war, die päpstliche Herrschaft zu erhalten, ward ihm zugestanden. Was konnte eigentlich der Besiegte mehr erreichen?

Im Hauptquartier in Verona hatte man, nach allem, was darüber verlautete, nur eine Besorgnis, nämlich die, ob die Bedingungen werden erfüllt werden und diese Besorgnisse waren nicht unbegründet, ja man zweifelte vielseitig an dem Zustandekommen des »Bundes«, an der Möglichkeit

der Rückkehr der Erzherzoge in ihre Länder, ja schließlich auch daran, ob die päpstliche Herrschaft zu erhalten sein werde.

In meinen Berichten beschränkte ich mich bloß auf die Registrierung von Tatsachen, die Erwägungen der Redaktion überlassend. Ich wollte aber nicht unmittelbar vor dem Verlassen des Hauptquartiers noch Anlaß zu einer etwaigen Konfiskation oder Bemängelungen geben, die vielleicht, zur Kenntnis der allerhöchsten Stelle gebracht, dann gewiß die durch die Situation hervorgerufenen peinlichen Gefühle und Empfindungen noch verstärken konnten. — Vor meinem Verlassen des Hauptquartiers sagte ich: Ich hatte nämlich gleichzeitig mit meinem Bericht über den Friedensschluß meinen Chef, Herrn Dr. Basch, um »Abberufung« gebeten. Wenige Tage hierauf kam mir ein Schreiben zu, das, überaus schmeichelhaft gehalten, meine »vorzüglichen Leistungen« in den schönsten Ausdrücken anerkennend, die Gewährung meines Ansuchens brachte.

* * *

Die letzten Tage meiner Anwesenheit in Verona benützte ich, meinen armen Freund und Kollegen in seinem neuen Heim aufzusuchen, um

nachzusehen, wie er sich befinde und Abschied von ihm zu nehmen. Der Eindruck, den ich von ihm gewann, war kein besonders beruhigender. Ich fand ihn sehr geschwächt und — was mich peinlich berührte — apathisch. Den Mann, der im gesunden Zustande sich für alle, auch die geringsten Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze so lebhaft interessierte, berührten kaum die traurigen Geschehnisse der letzten Tage. Das war ein schlechtes Zeichen. Die Witwe, bei der er Unterkunft gefunden und die ihn, wie man mir sagte, mit großer Sorgfalt pflegte, versicherte, der Arzt habe Hoffnung auf Genesung gegeben. Ich stellte ihm das mir übergebene Kuvert zurück, hatte aber nicht den Mut, mich von ihm zu verabschieden, versprach vielmehr, ihn am nächsten Tage, am Tage meiner Abreise nochmals zu besuchen. Das geschah denn auch. Sein Zustand hatte keine Fortschritte zum Besseren gemacht; meine Besorgnisse schienen mir gerechtfertigter als die Beruhigungsworte des Arztes. Wir verabschiedeten uns sodann und ich sah, wie ihm die Tränen in den Augen standen, seine Hand war, als er die meinige drückte, eisig kalt. Der Pflegerin nahm ich das Versprechen ab, mir täglich mit einigen Worten von dem Befinden des armen Kollegen Mitteilung zu machen. Zwei

Tage hielt ich mich in Venedig auf. Ich wollte die Stimmung der Stadt kennen lernen. Als ich in Wien eintraf, fand ich in der Redaktion die Nachricht von dem Ableben meines armen Kollegen vor. Sie überraschte mich nicht, denn ich hatte diesen Ausgang befürchtet. Allein ein tiefer Schmerz erfaßte mich, von dem ich mich lange nicht erholen konnte. Ich hatte einen guten, lieben Freund verloren!

Im Hauptquartier der Nordarmee

1866

Im Hauptquartier der Nordarmee

1866

Doppelt verpflichtet.

Gegen Mitte Juni 1866 wurde mir ein Brief zugestellt, dessen Inhalt mich hoch erfreute, mich aber gleichzeitig sehr neugierig machte. Der Vorstand der amtlichen »Wiener Zeitung« und Direktor der k. k. Staatsdruckerei Herr Hofrat v. Beck*) lud mich mit freundlichen Worten ein, ihn »baldmöglichst« zu besuchen. Ich tat es noch am selben Tage. Was mochte er nur von mir wollen? Der Gedanke beschäftigte mich, bis ich vor ihm stand. Nach den üblichen Begrüßungsworten richtete Herr v. Beck die Frage an mich, ob ich bereit wäre, die Berichterstattung aus dem Hauptquartier der Nordarmee zu übernehmen. Der Romanschriftsteller Theodor Scheibe hätte mich in Erinnerung an meine »ausgezeichneten« Leistungen im Kriege gegen Frankreich und Sardinien wärmstens empfohlen und auch er selbst — Beck — hätte meine damaligen Berichte mit großem Interesse gelesen. Ich sagte prinzipiell zu, behielt mir nur vor, mit meinem

*) Vater des gegenwärtigen Ministerpräsidenten.

Chef, Herrn Landsteiner, Eigentümer und Herausgeber der »Morgenpost«, die Sache zu besprechen und von ihm zu erfahren, ob er geneigt wäre, mir zu dem gedachten Zwecke einen längeren Urlaub zu gewähren, respektive mir meinen Posten offen zu halten. Anfänglich war ich der Meinung, Herr v. Beck wolle mich für die »Abendpost« verpflichten, und ich äußerte deshalb meine Bedenken, ob ich auch den richtigen Ton für ein offiziöses Blatt treffen würde? Da ward mir die Aufklärung, daß mein Engagement nicht für dieses Blatt, sondern für die »Feldpost« in Aussicht genommen sei, ein Journal, das Herr v. Beck für die Kriegezeit gegründet, und dessen Hauptinhalt nur den Ereignissen auf dem Kriegsschauplatz gewidmet war. Der Genannte gab mir gleichzeitig bekannt, daß es ihm »leider« bislang noch nicht möglich geworden, für den Berichterstatter seines Blattes die Zuteilung ins Hauptquartier zu erwirken, da sich der Oberkommandant aus verschiedenen Gründen entschieden ablehnend gegen Zulassung mehrerer Korrespondenten verhalte und nur auf vielseitiges Drängen sich bereit erklärt hatte, höchstens 5 bis 6 Berichterstattern den Aufenthalt im Hauptquartier zu gestatten; diese Zahl sei aber schon erschöpft. Er (Beck) habe jedoch bereits Schritte getan, die es

dem Berichterstatter der »Feldpost« ermöglichen werden, sich »in der Nähe« des Hauptquartiers aufhalten zu dürfen. Auch über diese Schritte klärte Herr v. Beck mich auf.

Der patriotische Hilfsverein, ein Verein, der sich die Unterstützung und Hilfeleistung für die Verwundeten zur Aufgabe gemacht hatte, an dessen Spitze Fürst Colloredo und Freiherr von Tinti standen und der in Wien (Landtagsgebäude) seinen Sitz hatte, hatte sich — wie Herr Hofrat v. Beck mitteilte — bereit erklärt, seinem auf den Kriegsschauplatz entsendeten Delegierten einen »Sekretär« zur Vermittlung der Korrespondenzen beizugeben und würde den Berichterstatter der »Feldpost« dazu »ernennen«. Hierzu hätte er mich ausersehen.

Meine Bekanntschaft mit den beiden Herren datierte aus früherer Zeit, aus der Zeit, als der verstärkte Reichsrat tagte — eine Bezeichnung, die nicht richtig gewählt war, gab es doch vorher keinen »starken« Reichsrat und überhaupt keinen Reichsrat, keine Institution, die als eine Volksvertretung hätte gelten können.

Der unglückliche Ausgang des Feldzuges im Jahre 1859 drängte zu einer Änderung des politischen Kurses. Mit dem bis dahin bestandenen absolutistischen System mußte gebrochen werden. Das sahen selbst dessen entschiedenste Anhänger

ein. Die Aufregung und Mißstimmung in der Bevölkerung war eine allgemeine. In einem Teile der Monarchie hatte sie bereits fast einen revolutionären Charakter angenommen. Was aber an Stelle des alten morschen Systems zu setzen wäre, darüber gingen die Meinungen der berufenen Berater der Krone auseinander. Zur Erlassung einer ordentlichen Verfassung wollte man sich doch nicht sofort entschließen. Das schien den reaktionären Elementen zu gefährlich. Es sollte nach ihrer Ansicht erst ein Übergang geschaffen werden und als einen solchen betrachtete man die Einberufung einer Körperschaft, die überhaupt keine Volksvertretung war, denn es fehlten ihr alle Prærogative. Vor allem wurden die Mitglieder vom Kaiser ernannt. Das Haus bestand nebst den Mitgliedern des Kaiserhauses aus hohen militärischen und Zivilwürdenträgern, aus Mitgliedern des hohen Adels und sonst aus Persönlichkeiten, die eine gewisse soziale Stellung einnahmen. Dann fanden die Sitzungen mit Ausschluß der Öffentlichkeit statt, von der Presse waren keine Vertreter zugelassen. Dank der Liberalität des Sitzungspräsidenten, des Herrn Erzherzogs Rainer, war es aber doch den Mitgliedern anheimgestellt, nach Belieben über die Vorkommnisse der Sitzungen zu berichten, und da

waren es zwei hohe Mitglieder der genannten Körperschaft, die sich mit aller Liebenswürdigkeit bereit erklärten, mich über alle Vorkommnisse in den Sitzungen zu informieren. Es waren dies Seine Durchlaucht Fürst Colloredo und Freiherr von Tinti. In der Wohnung des letzteren (Graben, Trattnerhof) fand ich mich jeden Nachmittag nach den Sitzungen ein. Kein noch so gewissenhafter Berichterstatter vom Fach hätte ausführlicher sein können, als die beiden Herren. Die guten Beziehungen die sich da nach und nach herausstellten, befestigten sich im Laufe der Jahre. Ich war also kein Fremdling für sie, als Herr von Beck mit dem Antrag an sie herantrat, mit dem Ersuchen, mich als einen ihrer Vertreter nach dem Kriegsschauplatze zu entsenden, damit mir dort die Gelegenheit gegeben werde, als Kriegsberichterstatter die mir zugewiesene Aufgabe zu erfüllen.

Diese Umgehung der Verfügung des Oberkommandanten wäre ja ein Ausweg, erlaubte ich mir zu entgegenen, wenn es möglich wäre, die vom Hauptquartier zu entsendenden Berichte ohne Signatur des Zensors, respektive des Preßleiters weiter befördern zu können. Das sei aber ausgeschlossen und somit auch der beabsichtigte Zweck vereitelt, das Geheimnis würde bald verraten sein und der

»Sekretär« des patriotischen Hilfsvereins liefe dann Gefahr, vom »Schauplatz« — abgeschoben zu werden, was für beide Teile, für die »Feldpost« wie für ihren Korrespondenten gewiß höchst peinlich wäre. Das sah auch Herr v. Beck ein; er erklärte sich daher bereit, nochmals an kompetenter Stelle Versuche zu machen, ob er meine Zuteilung zum Hauptquartier nicht schließlich doch werde durchsetzen können, ich solle nur vorläufig so rasch als möglich für meine Equipierung sorgen. Zu diesem Zwecke übergab er mir sofort einen ziemlich großen Betrag mit dem Beifügen, daß er persönlich bei meinem Chef Herrn Landsteiner vorsprechen werde, um mir den gewünschten Urlaub zu erwirken. Herr v. Beck hatte Eile. Schon am nächsten Tage fand er sich in der Redaktion der »Morgenpost« ein, um seine Zusage zu erfüllen. Er brauchte nicht viele Worte zu machen, Landsteiner, bereits von mir über das Vorgefallene unterrichtet, gab gern seine Zustimmung, doch knüpfte er die Bedingung daran, daß ihm Abschriften meiner Kriegsberichte unentgeltlich, und zwar am Tage des Einlaufes zur Benützung für sein Blatt zugestellt werden sollten. Er war stets ein guter Rechner, wo es sich um seinen Vorteil handelte. Diesmal aber machte er seine Rechnung ohne den Wirt, denn Herr v. Beck war zu

der gestellten Bedingung nicht zu haben, selbst nicht gegen eine Entschädigung. Vielleicht wäre die ganze Sache gescheitert, wenn ich nicht plötzlich Mut bekommen und erklärt hätte, daß, wenn ich auch keinen Urlaub bekäme, ich ohne diesen die mir zugedachte Mission übernehme, worauf Herr Landsteiner klein beigab.

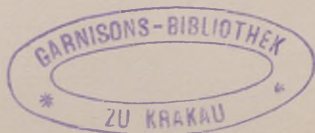
Was mir nun Herr v. Beck über seine neuerlich getanen Schritte mitteilte, war sehr erfreulich. Fürst Colloredo habe in seiner Eigenschaft als Präsident des Hilfsvereines es durchgesetzt, daß die Zuschriften an diesen keiner Zensur unterliegen und ohne dem Preßchef oder sonst jemandem vorgelegt zu werden, abgesendet werden können. Ich befände mich durch diese Zusage, wie Herr v. Beck ganz richtig bemerkte, vor allen offiziellen Korrespondenten in großem Vorteil. Daß diese »Umgehung« der Verfügung Benedeks im Hauptquartier bald bekannt werden würde, war klar, mich kümmerte das aber weiter nicht, die Verantwortung hatte ja der Fürst zu tragen.

Mit meiner Ausrüstung als Kriegskorrespondent war ich bald fertig, mir fehlte nur mehr Wagen und Pferde und ein Reitpferd — beides wurde mir zugesichert, sollte mir von dem Delegierten des patriotischen Hilfsvereines zur Verfügung gestellt werden. So fuhr ich denn, versehen mit reichlichen

Empfehlungen an hohe Persönlichkeiten, gegen Ende Juni ab; mein Reiseziel war Pardubitz, zur Zeit der Sitz des Hauptquartiers. Mit einer mehr als zwei-stündigen Verspätung kam der Militärtransportzug, dessen ich mich bediente, vor Pardubitz an. Die Einfahrt in die Station konnte jedoch lange nicht erfolgen. Der Zug blieb ziemlich weit davon entfernt stehen. Die Schienenstränge waren besetzt von Zügen, die nicht abgelassen werden konnten — den Grund sollte ich bald erfahren. Das Hauptquartier wurde nämlich von Pardubitz nach Josefstadt verlegt, die Einwaggonierung des ganzen Stabs mit dem großen Gefolge und der Abschied vom Oberkommandanten hatten viel Zeit in Anspruch genommen. Erst als ein Strang freigemacht worden war, konnte unser Zug in die Station einfahren. Sofort hieß es aber auch: »Aussteigen!« In der Station herrschte ein ohrenbetäubender Lärm. Aus hunderten Kehlen erscholl ein jeder Beschreibung spottender Jubel. Offiziere sowie die zum Transport aufgestellten Soldaten drängten sich an den Salonwagen heran, in dem Feldzeugmeister Benedek mit seinen Generalstäblern und den Adjutanten Platz genommen hatte. Ersterer stand am Fenster und dankte freundlichst nach allen Richtungen; er schien durch die lauten Ovationen tief ergriffen. Auch anderen von

den Anwesenden standen die Tränen in den Augen; die ganze Szene glich dem Abschied eines vielgeliebten Vaters von einer großen Familie.

Es mag an dieser Stelle schon erwähnt werden, daß, als die ersten Nachrichten in den Blättern erschienen waren, FZM. Benedek sei ausersehen, die Führung der Nordarmee zu übernehmen, diese Wahl allgemein auf das sympathischste begrüßt wurde und alle Herzen mit frohen Hoffnungen erfüllte. Er war eben der beliebteste General der Armee, der populärste in der Bevölkerung. Es hatte daher viel von sich reden gemacht, als man hörte, der Auserwählte weigere sich entschieden, das Oberkommando im Norden zu übernehmen. Von gutunterrichteter Seite wurden auch die Gründe der Ablehnung mitgeteilt. Man erzählte sich, daß er seinen Allerhöchsten Kriegsherrn »untertänigst gebeten« hätte, ihn nicht vor eine Aufgabe zu stellen, der er nicht gewachsen sei. Als Korpskommandant in Italien wolle er wie immer seinen Mann stellen, dort kenne er das Terrain, jede Straße, jedes Fließchen, dort sei er wie zu Hause, im Norden dagegen ein Fremder — mit diesen Gründen soll er den Kaiser zu bestimmen versucht haben, seine Ernennung zum Oberkommandanten nicht zu vollziehen. Wie es dann doch gekommen, daß es



schließlich dabei geblieben ist, darüber zirkulierten allerlei Gerüchte, die aber so unbestimmt lauteten, daß sie keinen Glauben fanden. Die trübe, düstere Stimmung Benedeks bei der Abfahrt von Pardubitz wurde nun, mit Rücksicht auf jene Gerüchte, damit erklärt, daß ihn der Gedanke beherrscht haben mochte, er werde die Hoffnungen nicht erfüllen können, die seine Freunde in ihn setzten.

Als der Separatzug abgegangen war, versuchten es die Offiziere, wieder Ordnung in die Reihen ihrer Soldaten zu bringen und sich durch laute Kommandorufe und Trompetensignale Gehör zu verschaffen, die Verkehrsbeamten, hin und her eilend, bemühten sich, mit kräftiger Stimme dem Dienstpersonal die nötigen Weisungen zu geben, Gegenstände aller Art zum Gebrauche für den Kriegsdienst wurden abgeladen und zur Weiterbeförderung wieder verladen, Soldaten einwaggoniert, dazwischen pusteten geräuschvoll die Lokomotiven, entluden sich ihrer überflüssigen Dämpfe — langatmige Signalpfeife ertönten weithin durch die Lüfte — das alles verursachte einen unbeschreiblichen Lärm; auch herrschte wirres Durcheinander, ein Gedränge, daß man Mühe hatte, sich durchzuwinden.

Im Begriffe, ein Billett zur Weiterfahrt nach Josefstadt zu lösen, wurde ich von einem Herrn in Uni-

form freundlichst angesprochen, den ich im ersten Augenblicke nicht erkannte. Es war dies Regierungsrat Professor Dumreicher, den ich nur einigemal in Wien flüchtig gesprochen hatte, ohne ihm näher getreten zu sein. Er mochte bemerkt haben, daß ich mich seiner nicht erinnerte und stellte sich deshalb mit Namen vor. Es freue ihn, sagte er dann, daß der patriotische Hilfsverein, wie ihm telegraphisch gemeldet worden sei, ihm endlich einen »federgewandten Sekretär« zu seiten gestellt; ohne einen solchen hätte er die vielen Schreibereien nicht bewältigen können. Er bereitete mich nun auch sofort darauf vor, daß ich viel zu tun bekommen werde. Stoßweise lägen die Briefe vor, die beantwortet werden müssen; auch nehme die Korrespondenz mit dem patriotischen Verein und dem Kriegsministerium viel Zeit in Anspruch. Nun werde er endlich »zu Atem kommen« und seine Aufmerksamkeit voll und ganz seinem verantwortungsvollen Berufe zuwenden können. Da mittlerweile das Zeichen zum Abgange des Zuges gegeben war, lud er mich ein, zu ihm in den Waggon zu steigen, während der Fahrt werde er mich über das Notwendigste informieren, ich könne mir da auch Notizen machen, damit er es nicht nötig habe, seine kostbare Zeit mit den dummen Schreibereien zu vertrödeln.

Er betrachtete mich eben als den ihm zur Dienstleistung zugewiesenen »Sekretär«, richtiger gesagt als seinen — Schreiber. Ich ließ ihn dabei, ihn aufzuklären behielt ich mir für eine spätere Zeit vor, bis ich einmal festen Fuß gefaßt und mir selber klar geworden wäre, wie sich meine Situation gestalten werde. Im Waggon lernte ich einige »Operationszöglinge« — darunter Dr. Mosetig, den ersten Assistenten Dumreichers — kennen. Ein günstiger Zufall führte mich da auf einer Zwischenstation, wo der Zug längere Zeit Aufenthalt hatte, mit Herrn Baron Gorup, einem der Delegierten des patriotischen Vereines, zusammen, dem so wie Dumreicher gleichfalls meine Ankunft — wie er mir sagte — telegraphisch signalisiert worden war. Auch er drückte seine Freude darüber aus, daß ihm und seinen Kollegen eine »weitere Kraft« zur Seite gestellt worden sei, ein Sekretär, der alle Schreibgeschäfte besorgen werde. Ich erschien also als ein dreifach Angestellter: als Sekretär des Herrn Professor Dumreicher, als Sekretär des patriotischen Hilfsvereines und als Korrespondent der »Feldpost« — also nach drei Richtungen hin gebunden. Ich war sehr gespannt darauf, wie sich meine Zukunft gestalten werde.

Aus den Äußerungen Dumreichers zu

schließen, schien er meine Stellung als Sekretär ganz ernst zu nehmen, hielt er mich tatsächlich für den ihm zugewiesenen »Kanzlisten«. War er schon in der Station Pardubitz so freundlich, mich auf die vielen »Schreibereien« vorzubereiten, die meiner harren, auf die vielen Briefe, die zu beantworten, und Akten, die zu erledigen seien, so hielt er es, um Zeit zu ersparen, für zweckmäßig, mir während der Fahrt tatsächlich einige Notizen zu diktieren. Ein Schreiben sollte sofort nach unserer Ankunft in Josefstadt an den patriotischen Hilfsverein gerichtet werden mit dem dringenden Ersuchen, unverzüglich eine Kiste mit Liebigschem Fleischextrakt, einige Kisten mit ein paar hundert Flaschen rotem Wein, Rum und anderen Getränken, einige Säcke mit Leinwand, Scharpie und Verbandzeug einzusenden und ausdrücklich zu bemerken, daß die Sendung von Wein in Fässern unpraktisch wäre, da das »Abziehen« viel zu zeitraubend und umständlich sei. Meine mit aller Höflichkeit — wie es sich für einen Sekretär ziemt — vorgebrachte Bemerkung, daß ja die Bestellungen eigentlich bei den Delegierten des Vereins gemacht werden könnten, wies er unwirsch mit den Worten zurück, wenn er diesen Vorgang hätte einhalten wollen, würde er mir nicht erst direkte — er hielt inne,

offenbar wollte er sagen Befehle, wählte aber dann den milderen Ausdruck — Aufträge geben. Ich hätte, wie er streng hinzufügte, nur das zu tun, was und wie er es wünsche! Ich dachte mir meinen Teil und — schwieg. In Josefstadt angelangt, ließ er mir nicht einmal Zeit zur nötigen Reinigung und zum Wechsel der Toilette, ich mußte ihn sofort begleiten und an die Arbeit gehen. Während der lästigen Schreibereien, die, nebenbei bemerkt, in dem Quartier eines dem Professor befreundeten Hauptmannes erledigt wurden, wollte Dumreicher — wie er beim Fortgehen sagte — das Spital inspizieren. Er kam jedoch bald wieder zurück, gereizt und entrüstet über das unqualifizierbare Vorgehen des Spitalskommandanten, der sich »angemaßt«, von ihm, dem Professor und Regierungsrat, eine Legitimation zu fordern, wonach er zur Inspizierung des Spitals berechtigt wäre. Er teilte mir dies unter dem frischen Eindrucke der Beleidigung, die ihm widerfahren, mit, hieß mich, die weitere Arbeit zu sistieren und zu schreiben, was er mir diktieren werde. Ich folgte seinem Diktat; es war einer der schärfsten Angriffe gegen den Spitalskommandanten unter Hinweis auf den miserablen Zustand, in dem sich das seiner Obhut anvertraute Spital befinde. Wieso er nach der Abfertigung, die er erhalten, zur Kenntnis

alles dessen gekommen, war mir nicht recht klar. Ohne Bemerkung, die mir ja wieder eine Zurechtweisung eingetragen hätte, folgte ich seinem Diktat; mich ging ja die Sache weiter nichts an — die Verantwortung hatte er zu tragen. Bevor er dem Briefe seine Unterschrift beisetzte, versuchte er es, ihn durchzusehen — ich wiederhole, versuchte er es — er kam jedoch über die Eingangszeilen nicht hinweg. Noch immer sehr gereizt, herrschte er mich an: »Sie haben ja eine ganz erbärmliche Schrift! Wer soll denn diese Hieroglyphen entziffern?« So ungefähr lautete die drastische Kritik, die er über meine Schreibkunst fällte; er warf den Brief auf den Tisch mit der Bemerkung, daß er ihn später werde abschreiben lassen. Mit der Unzufriedenheit meines gestrengen Herrn war ich für meinen Teil sehr — zufrieden, ließ sie mich doch voraussetzen, daß ich als »Sekretär« ein für allemal abgetan sein werde. Vorläufig begnügte sich der Herr Professor damit, mich für kurze Zeit zu entlassen, damit ich, wie er wohlwollend hinzufügte, meine Angelegenheiten in Ordnung bringen könne. Ich atmete auf, verfügte mich zum Trainkommandanten und unter Vorweisung meines Anstellungsdekrets, ausgefertigt vom patriotischen Hilfsverein und mit dem Wappen des Fürsten Colloredo versehen, verlangte ich

einen Quartierzettel, der mir ohne weiteres ausgefolgt wurde.

Das mir angewiesene Zimmer teilte ich mit einem Oberleutnant. Es lag in der nächsten Nähe des Hauses, das der Oberbefehlshaber mit seinem Stabe bewohnte. Die Wirtin war eine trauernde Witwe, noch in den »besten Jahren«, unverdrossen und dienstefrig. Mein Zimmergenosse, dem ich das Renkontre Dumreichers mit dem Spitalskommandanten erzählte, fand dessen Vorgehen ganz in der Ordnung. Prof. Dumreicher sei wohl, wie er richtig bemerkte, eine bekannte Autorität, der Stabsarzt habe jedoch seine Instruktionen und diese allein seien für ihn maßgebend. Hätte Herr Dumreicher vor allem seine Legitimation vom Kriegsministerium vorgewiesen, wonach er vielleicht zu einer Inspizierung des Spitals berechtigt worden, es hätte ihm der Spitalskommandant, der als ein sehr liebenswürdiger Herr bekannt sei, gern die nötigen Auskünfte erteilt, da es ja im Interesse des Spitalskommandanten gelegen sei, durch eine Autorität in seinen Bestrebungen, die Spitals-einrichtungen, die tatsächlich sehr mangelhaft seien, zu verbessern, unterstützt zu werden. Mein Zimmergenosse erklärte sich auch bereit, mich ins Spital zu begleiten und mich dem Kommandanten, mit

dem er befreundet sei, vorzustellen; ein Anerbieten, das ich dankbar akzeptierte.

Wir machten uns sofort auf den Weg. Auf dem Hauptplatze, den wir passieren mußten, begegnete ich einem Bekannten aus Wien; es war dies der Polizeioberkommissär Landsteiner*) in Begleitung eines Majors. Er trat auch sofort auf mich zu, begrüßte mich freundlich, stellte seinen Begleiter als Major Jung, Preßchef im Hauptquartier, vor, worauf ich mich unter Bezeichnung der Art der mir zugewiesenen Beschäftigung während des Krieges vorstellte. Landsteiner stutzte. Er wiederholte: »Hab' ich recht gehört? Sekretär des patriotischen Hilfsvereines?« — »Ganz richtig.« — »Ich dachte, Sie wären...« Ich unterbrach ihn: »Korrespondent, nun im gewissen Sinne wohl; aber jetzt im Dienste der Humanität Sekretär des patriotischen Hilfsvereines.« In höflicher Weise ersuchte er mich nun — nur um der Form zu genügen — um Vorweisung meiner Legitimation, die er einer sorgfältigen Prüfung unterzog und stellte mir das wichtige Dokument mit dem Beifügen zurück,

*) Derselbe, der gelegentlich des Ringtheaterbrandes, traurigen Andenkens, den zum geflügelten Wort gewordenen Ausspruch tat: »Alles gerettet«, während Hunderte von Menschen im Theater verbrannten.

daß er mir »jederzeit bereitwilligst zu Diensten stehe«.

Es war mir selbstverständlich sehr erfreulich, den Preßchef kennen zu lernen, um so erfreulicher, als mich ihm Landsteiner als einen »Berufsjournalisten« vorstellte, wobei er es nicht unterließ, meiner Tätigkeit als Publizist mit einigen freundlichen Worten zu gedenken. Major Jung, mich als Kollegen begrüßend, drückte sein Bedauern aus, daß es ihm nicht gegönnt sei, durch gemeinschaftliche Arbeit mir näher zu treten, allein auch unter den gegebenen Umständen wolle er, so weit es in seiner Macht liege, mir gern behilflich sein.

Es war schon Abend geworden. Mein Begleiter mahnte, daß es die höchste Zeit sei, zur Ausführung unseres Vorhabens zu schreiten, und so traten wir den Weg ins Spital an.



Mein erster Bericht.

Mein erster Brief, an den patriotischen Hilfsverein gerichtet, für die »Feldpost« bestimmt, enthielt eine Besprechung der Übelstände im Hauptspital zu Josefstadt, nicht nach den Angaben Dumreichers — nach seinem Renkontre mit dem Spitalskommandanten hätte ich Anstand nehmen müssen, ihn als einen unbefangenen Berichterstatter gelten zu lassen — ich berichtete über das, was ich selbst wahrgenommen und was mir auch von der kompetentesten Stelle, vom Stabsarzt, mitgeteilt worden war. Der Zustand des Spitals war tatsächlich ein sehr schlimmer. Die Mangelhaftigkeit der Einrichtungen, das Fehlen des Nötigsten, forderte zu einer starken Kritik heraus. Wiederholt hatte der Spitalschef — wie er mir sagte — an kompetenter Stelle um Lieferung verschiedener Gegenstände gebeten, allein ohne Erfolg. Die Transportschwierigkeiten konnten höchstens für die Hilfsvereine als Entschuldigung gelten, die ja ihre Tätigkeit erst eröffneten, als der Ausbruch des

Krieges gewiß geworden war. Die Kriegsverwaltung jedoch sei nicht zu entschuldigen. Ihre Aufgabe wäre es gewesen, auch für die Spitäler rechtzeitig die nötigen Verfügungen zu treffen. Das sei aber leider nicht geschehen, es stehe zu befürchten, daß die armen Verwundeten durch das Versäumnis stark zu leiden haben werden und daß später vielleicht auch ihm Vorwürfe gemacht werden könnten. Er bat deshalb förmlich um meine Unterstützung, meine »Kollegen« vom Hilfsverein auf die vorhandenen Übelstände aufmerksam zu machen und sie zu energischem Vorgehen zu bestimmen. Er hatte keine Ahnung, daß er zu einem Journalisten spreche, für ihn war ich eben der »Sekretär« des österreichischen Hilfsvereines, und indem er so offen mit mir sprach, mochte er vorausgesetzt haben, daß ich vielleicht etwas zur rascheren Beförderung der nötigen Gegenstände beitragen könnte.

Unter diesen Eindrücken des Gesehenen und Gehörten schrieb ich nun in später Nacht den ersten Brief an den patriotischen Hilfsverein und übergab ihn dem »Burschen« meines Zimmergenossen zur Weiterbeförderung. Einer besonderen Signatur bedurfte es nicht, meine Legitimation zur unbehinderten Aufnahme aller Sendungen genügte vollkommen.

Müde und matt von der langen strapaziösen Eisenbahnfahrt und von den mehrfachen anderweitigen physischen Anstrengungen schlief ich trotz des Lärmens auf der Straße bald ein, war jedoch bereits mit dem Anbruch des Tages am Fenster, um mich an der Morgenluft zu erfrischen. Helle, goldene Sonnenstrahlen beleuchteten das Zimmer. Unten auf der Straße herrschte volles Leben. Truppen zogen hin und her, begleitet von Musikkapellen, vom Trommelwirbel und Trompetenstößen. Sie marschierten wohlgeordnet, in strammer Haltung, mit fröhlichen Gesichtern, wie zu einer Parade. Es war ein schönes Bild! Da fuhr mir plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. Ich hatte beim Abfassen des Briefes ganz und gar daran vergessen, daß er, für ein offizielles Journal bestimmt, nicht vorsichtig genug abgefaßt sei und vielleicht einen unangenehmen Eindruck machen könnte. Zu ändern war nun an der Sache nichts mehr, der Brief war abgegangen und so konnte ich mich nur damit beruhigen, daß ich ja gelegentlich meines Engagements bereits Bedenken geäußert, ob ich für ein offizielles Blatt den richtigen Ton treffen werde und daß es ja schließlich Sache der Redaktion sei, die ihr passende Zensur zu üben, das Schreiben als »nicht angekommen« zu betrach-

ten. Gleichwohl war ich doch auf die Wirkung des Schreibens sehr gespannt. Um so größer war daher meine Überraschung, als ich bereits am nächsten Tage ein ausführliches Telegramm vom Chefredakteur der halbamtlichen »Abendpost«, Herrn von Teschenberg, zugestellt erhielt mit der Anzeige, daß meine Korrespondenz »mit der lebhaften Darstellung« nicht in der »Feldpost«, wohl aber in der »Abendpost« veröffentlicht wurde und daß ich in Hinkunft alle meine Berichte direkt an dieses Blatt zu richten habe, mit dem Beifügen, daß näheres darüber eine briefliche Mitteilung enthalten werde. Noch größer war aber meine Überraschung, als mir durch den signalisierten Brief zur Kenntnis gebracht wurde, daß ich an Stelle des bislang akkreditierten Korrespondenten der »Abendpost« dem Hauptquartier namhaft gemacht wurde und nunmehr alle Berichte an die »Abendpost« zu richten habe. Gleichzeitig wurde — wie mir Herr v. Teschenberg in demselben Schreiben mitteilte — mein Vorgänger angewiesen, alle Equipierungsgegenstände, die er als Kriegsberichterstatter erhalten hatte, mir auszufolgen. — Das war — merkwürdigerweise die Wirkung des ersten Berichtes, der in mir Besorgnisse erweckt hatte. Meine Schilderung der mißlichen Zustände im Spitale wurde übrigens,

wovon ich mich später überzeugen konnte, von allen in- und ausländischen Journalen fast wortgetreu und mit fast gleichlautenden Bemerkungen nachgedruckt: »Wie müssen die Zustände in den Spitälern« — man hatte gleich eine vielfache Zahl angenommen, obschon ich doch nur über das eine Spital in Josefstadt berichtet — »beschaffen sein, wenn sogar die offiziöse ‚Abendpost‘ die Mängel in so drastischer Weise zu tadeln sich veranlaßt sieht!« Allein auch diese Art der Auffassung meines Berichtes schwächte nicht mein Verhältnis zur »Abendpost«, im Gegenteil, es kamen mir, was ich schon an dieser Stelle ausdrücklich betonen möchte, auch fernerhin mehrere schmeichelhafte Anerkennungsschreiben von Herrn von Teschenberg zu, die mich begreiflicher Weise hoch erfreuten. Allein — so zufrieden dieser mit meinen Leistungen war, ebenso — unzufrieden war der patriotische Hilfsverein, der infolge der Wendung der Dinge voraussetzte, er werde nun auf die Priorität der Nachrichten vom Kriegsschauplatze Verzicht leisten müssen. Ich betrachtete es jedoch als ein Gebot der Anständigkeit nach einer anderen Richtung hin — soweit es in meiner Macht gelegen war — die Delegierten des Vereines in ihrer schwierigen Aufgabe möglichst zu unterstützen

und so meine Verbindung mit ihnen aufrecht zu halten, was ihrerseits auch dankend anerkannt wurde.

Was für die »Abendpost« bestimmend gewesen, mich an Stelle ihres früheren Korrespondenten zu engagieren, wurde mir nicht bekanntgegeben. Major Jung sprach die Vermutung aus, daß der Korrespondent den Erwartungen nicht entsprochen haben mochte, da er keinen der Briefe, die ihm vorlagen, abgedruckt gesehen hatte. In journalistischen Kreisen ist die von der »Abendpost« zuerst getroffene Wahl von vornweg wenig sympathisch beurteilt worden; es fiel allgemein auf, daß sie gerade einen Mann nach dem Kriegsschauplatze entsendete, der — ein *homo novus* — nie vorher Proben seiner Befähigung als Journalist abgelegt und nie vorher in einer Redaktion beschäftigt gewesen war, noch als Externist je etwas publiziert hätte, was die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn hätte lenken können. Und so mag wohl die Annahme richtig gewesen sein, daß seine Berufung auf den wichtigen Posten nur durch die Empfehlung eines hohen Funktionärs bewirkt sein konnte, in dessen Haus er einige Jahre Hofmeister gewesen.

Die Übergabe seiner Equipierungsgegenstände ging ganz glatt vor sich. Ich kam so in den Besitz

eines netten Wagens, eines Reitpferdes und sonstiger Gegenstände, darunter auch solcher, die ich schon aus Wien mitgebracht hatte, Kutscher und Diener wurden unter meinen Befehl gestellt, kurz, ich erhielt alles, was der Korrespondent mit dem Gelde der »Wiener Zeitung« angeschafft hatte. Seine Legitimation, die ihn zum Aufenthalt im Hauptquartier berechnete, hatte er bereits vorher dem Preßchef aus-gefolgt, vom Oberkommandanten jedoch schriftlich Abschied genommen. Wir schieden in aller Freundschaft. Angenehm berührte es mich, daß seitens des so rasch »Abgesetzten« kein Wort gefallen war, woraus eine Kränkung zu entnehmen gewesen wäre; es schien vielmehr, als wäre die Wendung ihm erwünscht gekommen, — vielleicht infolge der Selbsterkenntnis, daß er der Aufgabe, die er übernommen, nicht gewachsen sei, vielleicht mochten ihn auch die bevorstehenden Strapazen entmutigt haben; kurz, es schien ihm sehr willkommen zu sein, ohne weitere Unannehmlichkeiten seiner weiteren Verpflichtungen enthoben zu werden. Mir oblag es nun, den Preßchef aufzusuchen und ihn zu bitten, mich dem Oberkommandanten vorzustellen. Das geschah denn auch unverzüglich noch am selben Tage. Die Unterredung nahm folgenden interessanten, überraschenden Verlauf:

Benedek sagte:*)

»Was ich über die Journalisten denke, darüber werden Sie schon von Ihren Kollegen unterrichtet worden sein. Ich habe aus meiner Gesinnung nie ein Hehl gemacht. Ich spreche immer so, wie ich fühle. Man kann über die Zeitungen im allgemeinen denken, wie man will, so wird doch jeder Vernünftige zugestehen müssen, daß Ihre Anwesenheit auf dem Kriegsschauplatze deshalb überflüssig, weil hier Ihre Tätigkeit eine eingeschränkte ist. Über Truppenbewegungen dürfen Sie nichts schreiben, was im Hauptquartier geplant wird, davon erfahren Sie nichts, Sie können sich also nur auf einen ‚Tratsch‘ beschränken und der, so meine ich, ist des Geldes nicht wert, das Ihnen dafür bezahlt wird. Doch dies ist Sache der Chefs, wenn sie ihr Geld zum Fenster hinauswerfen wollen, so mögen sie es immerhin tun. Was zu berichten sein wird, wird von mir geschehen, ich werde nichts verschweigen, nichts vertuschen, ich bin ein wahrheitsliebender Mensch, als solcher bekannt. Nur auf eines möchte ich Sie ganz besonders aufmerksam machen, ich habe das auch schon Ihren Kollegen gesagt; versuchen Sie es nicht, mich durch Schmeicheleien zu gewinnen, ich bin für

*) Ich erzähle das nach den Aufzeichnungen, die ich unmittelbar nach dem Empfang niedergeschrieben.

solche nicht zugänglich, ebensowenig wie ein Tadel mich verletzen würde. Ich bin ein offener Charakter und was ich tue, verantworte ich vor meinem Allerhöchsten Herrn, das Urteil aller anderen läßt mich kalt. Man weiß — es ist dies leider gegen meinen Willen ein öffentliches Geheimnis geworden — daß es nicht mein Wille gewesen, mit dem Oberkommando der Nordarmee betraut zu werden. Ich wäre weitaus lieber nach Italien gezogen und auch dahin nicht als Befehlshaber. Es hätte weitaus mehr meinen Wünschen entsprochen, wenn es meinem Allerhöchsten Herrn beliebt hätte, mir bloß ein Kommando zu übertragen. Es ist anders gekommen, der Kaiser befiehlt und der Soldat muß gehorchen! Ich habe immer viel Glück im Krieg gehabt und ich vertraue auch meinem guten Stern. Man sagt, ich wäre ein Held, das ist kein Lob, ein jeder verwegene Soldat ist es, der sich mit Todesverachtung dem Kugelregen aussetzt, um wieviel mehr muß es der Vorgesetzte sein. Auch ist das, was man Heldentum nennt, Sache des Gefühles, eine rein persönliche Eigenschaft. Darum wünschte ich, daß, wenn es mir bestimmt sein sollte, auf dem Schlachtfelde zu sterben, die Zeitungen mir weiter nichts nachsagen sollten, als, er hat seine Pflicht getan, er starb für Kaiser und Vaterland und in Gottergebenheit!«

Benedek sagte dies alles in einem elegischen Tone, von einer starken Verstimmung erfaßt; er machte den Eindruck eines von einem peinlichen Gedanken beherrschten Menschen, der gern die Gelegenheit ergreift, sich sein schweres Gemüt zu erleichtern.

Im weiteren Verlaufe seiner Expektion sagte er dann noch: »Bis jetzt stand mir der Kriegsgott zur Seite, ich vertraue auch ferner auf ihn und auf meine Generalstäbler, die mich nach Kräften unterstützen werden.«

Dann entließ er mich, mir noch die Hand reichend mit den Abschiedsworten, daß er »leider« schon zu viel Zeit »vergeudet« und an seine Arbeit gehen müsse.

Major Jung war, als ich ihm die Äußerungen Benedeks mitteilte, nicht wenig erstaunt. Von dieser Gemütsseite, sagte er, habe er den Feldherrn noch nicht kennen gelernt, ich müßte einen ganz besonders günstigen Eindruck auf ihn gemacht haben. Es erschien ihm dessen Benehmen um so auffälliger, da es doch »ziemlich« bekannt sei, wie er über die Vertreter der Presse denke, und daß er also gerade einem Journalisten gegenüber sich »so« ausgesprochen, das müsse — wie er meinte — einen ganz besonderen Grund haben.

Ich bemerkte: »Vielleicht wünschte der Oberbefehlshaber eine Veröffentlichung der Unterredung.« Major Jung bezweifelte es; meinte aber doch, wenn sich eine gute Gelegenheit ergeben sollte würde er dann den eventuellen Bericht vorlegen und die Willensmeinung des Oberkommandanten einholen. Dann empfahl er mir, auch den Herren Generalstäblern Krismanič und Henikstein meine Aufwartung zu machen; es sei das, wie er meinte, schicklich. Ich tat's kurz nachher. Krismanič war kurz angebunden. Er empfing mich zwar höflich, entschuldigte sich jedoch, daß er mir »leider« nicht viel Zeit gönnen könne, er sei zu sehr beschäftigt. Henikstein war schon redseliger. Nach der üblichen Begrüßung lud er mich ein, Platz zu nehmen, sprach mit Begeisterung von Benedek und Krismanič. Er versicherte im Laufe der Unterredung, die ungefähr 20 Minuten währte, daß er mit Ungeduld auf den Beginn der Feindseligkeiten warte und von der Zukunft sich das Beste erhoffe. Er entließ mich mit dem Wortspiel: »Seien Sie nicht bloß im allgemeinen ein Kriegs-, vielmehr auch ein Siegeskorrespondent.«

Mein Zimmergenosse charakterisierte, als ich ihm über die Besuche berichtete, das »Kleeblatt im Hauptquartier« mit folgenden lapidarischen

Worten: Benedek, stets mißgestimmt und ärgerlich über seine Ernennung zum Oberkommandanten, sei — wie er dies in Italien bewiesen — ein großer Held im Felde, allein keineswegs ein Feldherr. Krismanič sei unstreitig ein tüchtiger Generalstäbler, auch ein Mann von allgemeiner Bildung, allein maßlos — eingebildet; Henikstein ein Friedensgeneral mit vortrefflichen Eigenschaften zum — Paradiereu. Scherzhaft vorgebracht, schienen mir diese Äußerungen doch ernst gemeint zu sein.

Es war mittlerweile Mitternacht geworden, für mich die beste Zeit zur — ruhigen Arbeit. Ich versuchte die Ereignisse des Tages festzuhalten und sie zu einem Bericht für die »Abendpost« zu gestalten.

General Gablenz und der „geheime Plan“.

Die Delegierten des patriotischen Hilfsvereins aufzusuchen, verschob ich auf den nächsten Tag. Als ich eben im Begriffe war aufzubrechen, erschien ein Abgesandter Dumreichers mit dem Auftrag, unverzüglich zu ihm zu kommen, es gäbe wieder viel Arbeit. Seine Bequemlichkeit war eben stärker als die Abneigung gegen meine schlechte Schrift. Nur ungern folgte ich seinem Ruf. Es mußte aber doch geschehen. Mit einem so einflußreichen Herrn durfte ich mir's nicht verderben, er konnte ebenso nützen wie schaden. Ich nahm mir aber vor, ihm meine »Rangserhöhung« zu melden und erhoffte mir davon eine bessere Wirkung als von meinen Hieroglyphen. Auf dem Hauptplatze, unmittelbar vor dem Sitze des Hauptquartiers, traf ich mit General Gablenz zusammen. Er hatte mich früher bemerkt als ich ihn, trat auf mich zu und begrüßte mich freundlich, wie einen alten Bekannten — der war ich ihm auch. Wir hatten uns in einem Wiener Salon kennen

gelernt, sahen uns dann oft und allmählich bildeten sich zwischen uns gute, ich darf wohl sagen freundschaftliche Beziehungen heraus. Er gedachte meiner selbst in ernster Zeit. So hatte er mir vom Schleswig-Holsteinschen Krieg — traurigen Angedenkens — zurückgekehrt, eine Kartätsche, die »wohlerhalten« vor ihm niedergefallen war, ohne zu krepieren, zum Andenken mitgebracht. Ich besitze sie, was nur so nebenbei bemerkt werden soll, noch heute, wo sie mir als Briefbeschwerer gute Dienste leistet.

Den Zweck meines Hierseins im Hauptquartier voraussetzend, erkundigte er sich bloß um mein Befinden und ob ich schon viel zu tun gehabt hätte. Er wußte natürlich nur, daß ich Journalist sei, nicht aber, daß ich für die »Abendpost« die Berichterstattung übernommen hatte. Daß ich Offiziosus geworden, teilte ich ihm später mit. Ein bekanntes Wort Nestroys zitierend, bemerkte er scherzend: »So wächst sich ein Unabhängiger (Journalist) aus.« Er lud mich freundlich zu einem kurzen Spaziergang ein, viel Zeit könne er mir leider nicht widmen, er habe nur dem Rufe Benedeks gefolgt; mit dem er, wie ich ja wisse, sehr befreundet sei; er müsse aber bald wieder zu seinem Korps zurückkehren. Ich erzählte ihm, was ich erlebt und wie es kam, daß ich ein »Offiziosus« geworden

und erkundigte mich, wie er über die Zukunft denke und was er sich davon verspreche. »Ich bin Soldat, aber leider kein Prophet«, erwiderte er. »Wollen Sie jedoch wissen, was ich hoffe und wünsche, so sage ich kurzweg: das Beste. Jeder Soldat geht mit den gleichen Empfindungen in den Krieg, wird von den gleichen Empfindungen beherrscht: als Sieger das Schlachtfeld zu verlassen; wäre das nicht der Fall, es gäbe dann keine Kriege.«

Ich erzählte ihm hierauf, was mir Benedek bei der ersten Unterredung gesagt hat, und daß ich über sein offenes Wesen sehr erstaunt sei. Gablenz erwiderte: »Gewiß war es bislang nicht seine Art, sich dem Erstbesten und schon gar nicht einem Journalisten gegenüber so auszusprechen. Die Herren von der Presse hat er nicht in sein Herz geschlossen, im Gegenteil, er mag sie nicht, er hat da seine eigenen Ansichten, ist in einem Vorurteil befangen, das man ihm nicht ausreden kann. Wenn er gleichwohl Ihnen gegenüber eine so offene Sprache geführt hat, so kann meines Erachtens der Grund nur darin liegen, daß er sich von einem momentanen Eindruck beherrschen ließ. Seit seiner Ernennung zum Oberkommandanten der Nordarmee ist er verdrossen, ein anderer geworden, hat sich sein ganzes Wesen

geändert. Es drängt ihn förmlich, jedem zu erzählen, daß er nur mit Widerstreben, der ‚Not gehorchend, nicht dem eig’nen Triebe‘, den Kommandostab übernommen habe. Am liebsten möchte er dies an allen Straßenecken affichieren lassen. Er kann es nicht verwinden, daß ihm unser Allerhöchster Kriegsherr nicht ein Kommando in Italien zugeteilt hat, wo er jedes Flößchen, jedes Steinchen kennt, während er sich hier als Fremder unter Fremden fühlt. Er sagt immer, einen alten Baum dürfe man nicht auf fremden Boden verpflanzen, sonst geht er zugrunde.« Gablenz sagte dann weiter: »Erst jetzt, nach dem Diner, habe ich, unterstützt von Krismanič und Henikstein, mit den eindringlichsten Worten eines aufrichtigen Freundes — er weiß es gar wohl, wie ich ihm zugetan bin — versucht, ihn aufzurichten, die bösen Ahnungen zu verscheuchen, die ihn beherrschen und seine vielen guten Eigenschaften trüben; unmöglich! Er ist von dem Wahne befallen, daß er der Aufgabe, die ihm übertragen worden, nicht gewachsen sei, ja, er läßt sich’s nicht ausreden, daß man unseren Allerhöchsten Kriegsherrn absichtlich irregeführt habe, um ihn zu ruinieren.« Gablenz hoffte, der Gemütszustand Benedeks werde sich schon bessern, sobald nur die Feindseligkeiten begonnen haben

werden. Dann werde der alte, tapfere, pflichtgetreue Soldat in ihm erwachen und alle trüben Empfindungen verscheuchen. Mit dem ersten Sieg, den wir ja alle erhoffen, werde er wieder der alte Benedek sein.

Das Gespräch kam dann auf den von den Berliner Witzblättern viel bespöttelten »geheimen Kriegsplan«. Gablenz sagte: Jeder Kriegsplan müsse naturgemäß geheimgehalten werden und wenn es auch nicht immer richtig sei, daß im Geheimnis allein schon eine Bürgschaft des Erfolges liege, dazu gehörten noch ganz andere Faktoren, so werde doch kein Vernünftiger bezweifeln, daß die möglichste Geheimhaltung der Absichten des Feldherrn eine unbedingte Notwendigkeit sei. Ob und wie weit es zweckmäßig sei, das Geheimnis auch vor den Korrespondenten zu wahren, wenn dies tatsächlich der Fall ist, das zu beurteilen sei Sache des Oberbefehlshabers; seine Ansicht darüber habe er seinen Kameraden heute offen gesagt.

Gablenz lud mich hierauf ein, ihn zu seinem Korps zu begleiten und dort an seiner Seite zu bleiben. Ich dankte, ich konnte seinem Wunsche nicht entsprechen. Abgesehen von der Gefahr und den großen Strapazen, mußte ich, im Sinne meiner Auftraggeber, im Hauptquartier verbleiben, wo alle

Fäden zusammenlaufen, während die Berichterstattung von einem Korps aus nur eine einseitige sein konnte. Das sah auch Gablenz ein. Er verabschiedete sich hierauf, mir die Hand reichend, mit den Worten: »Auf frohes, baldiges Wiedersehen in unserem geliebten Wien!«

Es war nun die höchste Zeit, der »Ladung« des Professors Dumreicher zu folgen. Einen freundlichen Empfang konnte ich nicht voraussetzen. Aber im stillen freute ich mich schon auf die Wirkung, die die Mitteilung von meiner Rangserhöhung auf den strengen Herrn Professor machen würde. Richtig erwartete er mich schon vor dem Eingangstor seiner Wohnung; anstatt meinen höflichen Gruß zu erwidern, herrschte er mich an: »Sie haben aber lange auf sich warten lassen.« Ich entschuldigte mich, durch eine Begegnung aufgehalten worden zu sein. Der gereizte Ton wurde jedoch milder, als er hörte, daß Gablenz es gewesen, den ich auf dem Wege zum Herrn Professor getroffen.

»Kennt Sie der Herr General?« lautete die Frage.

»Schon seit einigen Jahren sind wir befreundet.«

»Befreundet?«

»Jawohl, befreundet«, wiederholte ich mit Nach-

druck. »Er hat mir so viel erzählt, daß ich im Interesse meines Blattes das Gespräch . . .«

Er ließ mich den Satz nicht vollenden, unterbrach mich mit der Frage:

»Ihres Blattes?«

Ich gab ihm nunmehr die Aufklärung, daß ich seit zwei Tagen wohlbestallter Kriegskorrespondent des Abendblattes der amtlichen Wiener Zeitung, der »Abendpost«, und als solcher auch bereits im Hauptquartier akkreditiert sei. Die Wirkung, die ich vorausgesetzt hatte, stellte sich sofort ein. Dumreicher, höchlichst überrascht, machte plötzlich ein freundlicheres Gesicht, drückte mir die Hand und beglückwünschte mich mit den Worten:

»Das ist ja schön, sehr schön; Sie können sich freuen. 's ist eine große Vertrauensstellung, eine schwere, verantwortungsvolle Aufgabe, die Ihnen da zugewiesen wurde, aber auch eine sehr ehrenvolle.«

Ich meldete mich nunmehr zur »Dienstleistung«. Plötzlich waren die Arbeiten nicht so »dringlich«. Es werden sich schon, meinte Dumreicher, für die paar Briefe, die zu schreiben wären, noch irgendwelche Schreiber finden; für diese Arbeit sei ich ihm doch viel »zu gut«. Er entließ mich in freundlichster Weise mit einem warmen Händedruck.

In der Absicht, die Delegierten des patriotischen Hilfsvereins aufzusuchen, mußte ich den Hauptplatz passieren. Es war dort immer sehr lebhaft, immer versammelten sich daselbst die unbeschäftigten Offiziere, bildeten hier Gruppen, in denen die Ereignisse des Tages lebhaft besprochen wurden, allein eine so ungeheure Aufregung, wie in dem Moment, als ich diesmal den Hauptplatz passierte, hatte ich nie vorher wahrgenommen. Es mußte etwas Außergewöhnliches geschehen sein! So war es auch. Major Jung gab mir die gewünschte Aufklärung. Zwei Parlamentäre seien, wie er berichtete, vom preußischen Hauptquartier herübergekommen, mit welchem Auftrage, wisse er noch nicht, er zweifle nicht, daß man ihn über den Zweck informieren werde. Mittlerweile war bekannt geworden, daß dem »Kriegsrat« auch Gabelenz und der dem Hauptquartier zugeteilte Diplomat Graf Chotek beigezogen worden seien. Nun verbreitete sich plötzlich das Gerücht, daß es sich offenbar um Einleitung von Friedensverhandlungen handle, daß die Preußen den Mut verloren und offenbar den Frieden wünschen. Sofort bildeten sich unter den Offizieren zwei Parteien, eine Kriegs- und eine Friedenspartei. Es wurde lebhaft diskutiert und erwogen, was nun

klugerweise zu tun sei. Die »Kriegspartei« hielt es für unmöglich, daß sich, angesichts der Situation, der Oberbefehlshaber in Friedensverhandlungen einlassen könnte. Das Geld für den Krieg sei ja — so argumentierten sie — bereits zum großen Teil ausgegeben, auch müsse man auf die Stimmung der Armee wie auf die der Bevölkerung Rücksicht nehmen, die Schwäche und Furcht der Preußen müsse man umsomehr voll ausnutzen, als ja mit aller Bestimmtheit anzunehmen sei, daß sie auch nach einem geschlossenen Frieden die Feinde Österreichs bleiben würden. Es hätte nicht viel gefehlt, daß der »Beschuß« gefaßt worden wäre, den Oberkommandanten mittels einer Resolution untertänigst zu bitten, den Krieg zu führen.

Die Friedenspartei ließ sich wieder von humanitären Gründen leiten. Der Krieg sei ein Greuel, argumentierten sie, und es wäre unverantwortlich, ungezwungen Tausende von Menschenleben zu opfern. Ein moralischer Erfolg sei ja auch nicht zu unterschätzen und der Ehre und dem Ruhme Österreichs genüge ja der Hinweis auf das Vorgefallene.

Skeptisch der Sache gegenüber benahm sich neben dem Preßchef auch der Korrespondent der »Times«, Hauptmann Russell, dem ich bei dieser Gelegenheit vorgestellt wurde. Der deutschen Sprache

nicht mächtig, ließ er sich durch seinen Dolmetsch über den Vorgang unterrichten; er bezeichnete sofort die Vermutungen als lächerlich.

Die Neugierde wurde übrigens bald gestillt. Nach ungefähr einer halben Stunde erschienen die Parlamentäre wieder und wurden mit verbundenen Augen durch die ihnen zugeteilte Reitereskadre bis zu den äußersten Grenzen der österreichischen Vorposten begleitet. Major Jung erhielt bald darauf die offizielle Information, daß von preußischer Seite die Anregung ausgegangen sei, der Genfer Konvention beizutreten, daß man jedoch die Entscheidung hierüber den »Herren in Wien« überlassen habe.

Allgemeine Enttäuschung und allgemeine Verstimmung!

Besser, respektive ausführlicher wurde ich noch am selben Tage von G a b l e n z informiert. B e n e d e k sowie auch er, bemerkte er, seien für den sofortigen Beitritt gewesen. H e n i k s t e i n war entschieden dagegen, K r i s m a n i č hatte allerlei Gründe, die dafür und dagegen sprachen, ausführlich erörtert, während der als Diplomat dem Hauptquartier zugeweilte Graf C h o t e k die Ansicht vertrat, es handle sich hier weniger um eine militärische Frage, als vielmehr um eine rein diplomatische. Prinzipiell sei er zwar für den Beitritt, doch wolle er erst die

Willensmeinung seines Vorgesetzten einholen, er hoffe jedoch, daß sie zustimmend ausfallen werde. Dem schloß sich dann auch Benedek an und in diesem Sinne lautete die Antwort für die Antragsteller.

— — — — —

Noch hatte der Krieg nicht begonnen, noch wurden die Feindseligkeiten, wenn auch stündlich erwartet, nicht eröffnet, noch mußten wir Kriegskorrespondenten uns auf Schilderungen von Äußerlichkeiten beschränken. Allgemein gilt der Satz: Je mangelhafter der Stoff, desto schwieriger die Arbeit. Ich habe das nicht empfunden. Ich schrieb, seitdem ich Wien den Rücken gekehrt, täglich mindestens einen Brief und keiner nahm weniger als zwei Spalten der »Abendpost« oder »Feldpost« ein. Neben den schriftlichen Belobungen, die mir abwechselnd von Herrn von Teschenberg und dem Chefadministrator Herrn v. Beck zukamen, gab es für mich noch einen weitaus stärkeren Beweis der Zufriedenheit meines Chefs, er lag in den wiederholten Besuchen des letzteren in meinem Wiener Heim. Trotz seines vorgerückten Alters ließ sich Beck die Mühe nicht verdrießen, vier Treppen hoch emporzusteigen, um meiner Frau Säckchen mit Goldstücken zu übergeben, damit sie während der

Zeit meiner Abwesenheit nicht in Verlegenheiten gerate. Überhaupt zeigte sich der alte Herr mir gegenüber sehr freigebig, was um so schmeichelhafter für mich war, da er allgemein den Ruf eines großen »Sparmeisters« hatte, der eher »den Groschen dreimal umdrehe, bevor er ihn ausgabe«. Ich habe ihn von dieser Seite nicht kennen gelernt. Im Gegenteil. Schon gelegentlich meines Engagements zeigte er sich sehr entgegenkommend, keineswegs als ein Knicker. Ich habe schon erwähnt, wie er mir anlässlich meiner Equipierung freie Hand ließ, meine Auslagen ohne Bemerkung liquidierte und zum Überflusse noch beifügte, daß, wenn ich später noch manches benötigen sollte, nur eine einfache Anzeige genügen würde und meine Wünsche würden sofort erfüllt werden.

Ich hielt mich demgemäß für den am besten Ausstatteten unter allen meinen Berufsgenossen. Wie sehr hatte ich mich geirrt! Was mir über die Equipierung des »Times«-Korrespondenten, des Herrn Russell, mitgeteilt wurde und wovon ich mich später persönlich überzeugen konnte, da erschien ich diesem gegenüber als ein »kleiner Mann«, ungefähr wie ein gutsituierter Bürger im Gegensatz zu einem vornehmen Kavalier. Ich hatte einen halbgedeckten Wagen, einen sogenannten »Neutit-

scheiner«, mit einem Pferde bespannt, mein Kollege aus England eine prachtvolle Equipage mit zwei prächtigen Pferden, glänzend und für den besonderen Zweck praktisch ausgestattet. Ich hatte einen Kutscher und einen Diener der zugleich mein Reitpferd versorgen mußte, seine Mannschaft bestand aus einem Kutscher, zwei Dienern, einem Reitknecht und einem Sekretär, welcher letzterer, da Russell der deutschen Sprache nicht mächtig, zugleich sein Dolmetsch war. Überdies war dieser auch so feder-gewandt, daß er bei minderwichtigen Anlässen seinen Chef ganz vertreten konnte. Ich muß jedoch offen erklären, daß mir ein so großer Train, wie ihn mein britischer Kollege mit sich führte, überaus lästig gewesen wäre. Empfiehlt es sich schon bei gewöhnlichen Reisen so wenig als nur möglich mitzuführen, um so mehr im Kriege, wo man bei manchen Zufälligkeiten durch eine Überlastung leicht in große Ungelegenheiten geraten kann; das gilt sowohl bezüglich der Dienerschaft als auch in bezug auf die Mitnahme von luxuriösen Gegenständen. Schon gar aber, wenn man dem Hauptquartier zugeteilt ist, wo der Trainkommandant ohnehin für vieles zu sorgen hat und tatsächlich auch für das Nötigste sorgt. Mir war sogar mein einfaches Vehikel lästig geworden, ich war schon damit in mancherlei Verlegenheit geraten.

Zu den unentbehrlichsten Dingen gehörte ein — gutes Reitpferd mit sicherem Gang. Ich war in dieser Beziehung vom Glück begünstigt. Das von Herrn v. Beck für den Kriegskorrespondenten der »Feldpost« angekaufte Pferd, das mir von meinem Vorgänger ausgeliefert werden mußte, hatte sich erst tags vorher den rechten Vorderfuß vertreten und war dadurch für längere Zeit dienstuntauglich geworden; der Güte des Trainkommandanten verdanke ich es, daß mir ein ausgemusterter Kavalleriegaul zur Verfügung gestellt wurde. Das war ein gutes Tier. Schon über die »besseren Jahre« hinaus und, zu schwach, für anstrengende Leistungen nicht mehr gut verwendbar, war es degradiert und zum Transportdienst verwendet worden. Da der Trainkommandant offenbar wenig Vertrauen zu meiner Reitkunst besaß, hatte er in seiner fürsorglichen Art mir für einige Zeit den gutmütigen Gaul zugewiesen. Seine Vorsicht, so gut sie auch gemeint, war aber nicht nötig. Jahre vorher hatte ich in der bekannten großen Reitschule des Reitmeisters und Pferdehändlers Roth das Reiten und Kutschieren erlernt, ich war kein Sonntagsreiter, der sich nur in Begleitung auf die Straße hinab in den Prater wagen durfte, mir wurden bessere Pferde unter meiner Führung anvertraut, allein es diente einigermaßen

zu meiner Beruhigung, ein zugerittenes Pferd unter mir zu haben, das »auf die Weide zu gehen« abgerichtet war. Aber wie es schon im Leben so geht, gibt es nichts Vollkommenes auf Erden. Auch mein vierfüßiger Freund hatte seine Mucken. So er Trompeten schmettern hörte und einen Reiterzug bemerkte, erwachte in ihm die Erinnerung an vergangene Zeiten und dann war er nicht mehr zu halten, verdoppelte seine Schritte, sprang wohl auch in Galopp ein und folgte dem Zuge, bis ihm der Atem versagte und seine schwache Lunge ihn zum Stillstand zwang. Dann blieb er einige Sekunden stehen, schnaubte sich aus und wendete den Kopf nach rückwärts, als wollte er sich für sein diszipliniertes Benehmen bei mir entschuldigen. Allein trotz dieses Fehlers hatte ich mich ihm doch angefreundet; ich hatte es nicht zu bedauern, er hat mir später sehr gute Dienste geleistet. Von der kurzen Exkursion zurückgekehrt, war ich Zeuge einer Szene die, an und für sich geringfügiger Natur, doch geeignet erschien, mir einen neuen Beitrag zur Charakterisierung Benedeks zu liefern. Vor einem Krämerladen stand eine kleine Gruppe, Benedek mit seinen zwei Beratern und zwei Infanteristen. Ich blieb in der Nähe und konnte nachfolgendes Gespräch hören:



Benedek zu einem der Infanteristen: »Nun, was möcht' dir da am besten g'fallen?« Der Angeredete zögerte mit der Antwort; Benedek (streng): »Wenn man gefragt wird, muß man eine Antwort geben. Also heraus mit der Antwort. Was würde dir am besten gefallen?« Infanterist (stotternd): »Die Pfeife.« Benedek: »Welche?« Infanterist: »Die mit dem Husaren.« In der Auslage befanden sich nämlich bemalte Tonpfeifen. Benedek: »Sonst nichts?« Benedek, zu dessen Kameraden gewendet: »Und was möchtest du?« Infanterist (etwas mutiger): »Wenn ich bitten dürft': Jesus am Kreuz.« Benedek: »Was könntest du im Krieg damit anfangen? Der Heiland ist ja auch gar zu groß für deinen Tornister.« Infanterist: »Ich möcht' ihn ja auch gar nicht mit mir tragen, möcht' ihn nur meinem alten Mutterl schicken zum Trost, weil sie beim Abschied gar so viel geweint hat.« Benedek: »Ist denn deine Mutter fromm?« Infanterist: »Na ob! Sie hat no' kan Sonn- und Feiertag die Kirche versäumt und seit i fort bin, hat's g'wiß net aufg'hört, für mich zu beten, daß mi' der liebe Herrgott beschützt.« Benedek: »Das ist brav, daß du an dein liebes Mutterl denkst; du sollst den Heiland haben und wenn du ihn wegschickst, schreib' ihr, daß sie der Benedek schön grüßen läßt.« Der Infanterist küßte die Hand

des Spenders und Tränen standen ihm dabei in den Augen. Benedek griff in seine Tasche, zog ein Geldstück hervor und sagte in herzlichem Tone: »Da habt's — geht's hinein und kauft's, was ihr euch gewünscht!« Sie gehorchten erst dann dem Befehle, als ihnen die drei Mächtigen den Rücken gekehrt hatten.

Ich habe selbstverständlich von dem Gehörten Notiz genommen und ausführlich darüber berichtet.

Im Vorübergehen geruhte Se. Exzellenz Freiherr von Henikstein mich mit einer Ansprache zu beehren. Es waren nur einige Worte, die er an mich gerichtet, aber doch erwähnenswert. Das kurze Gespräch lautete:

Er: »Haben wohl einen Rekognoszierungsrith gemacht?«

Ich: »Nein, Exzellenz, nur einen Proberith mit dem mir zugetheilten ausgemusterten Kavalleriepferd.«

Er: »Sind wohl ein guter Reiter?«

Ich: »Im militärischen Sinne nicht, aber für einen Zivilisten immerhin kein schlechter.«

Er: »Übung macht den Meister; wenn nur das Pferd gut ist.«

Ich: »Ist's leider nicht, ist schon sehr schwach auf den Vorderfüßen.«

Er: »Tut nichts, bis Berlin wird's schon aus-
halten!«

Ohne mir Zeit zu einer Bemerkung zu lassen,
grüßte der General militärisch und ritt seinen Kameraden nach.

Seltsam! Ein gleiches Wort, das die zuversichtliche Stimmung zum Ausdruck brachte, bekam ich noch am selben Tage von einem Ulanenleutnant zu hören. Es war dies der junge Graf D . . . r, der dem Oberkommandanten als Ordonnanzoffizier zugeteilt war. Nachdem er seine Meldung erstattet hatte und sein Pferd bestieg, rief er einem Kameraden zu: »Auf baldiges Wiedersehen in — Berlin!«

Im Munde dieses bartlosen Kriegers klang das stolze Wort geradezu komisch, ja um so komischer, als er doch in seiner bescheidenen Position, selbst wenn der erhoffte, wohl auch erwünschte Einzug in Berlin stattfinden sollte, kaum etwas beizutragen in die Lage käme.

Beim Oberkommandanten stand der junge Graf nicht in besonderer Gunst, er mochte ihn seines allzu geschmiegelten Aussehens oder, wie er sich wiederholt ausdrückte, seines geckenhaften Wesens wegen, nicht recht leiden. Tatsächlich erschien er immer en pleine parade, wie zu einem Hofball. Seine Uniform war von feinstem Tuch, sein Portepée vom

reinsten Gold. Als Abkömmling einer der reichsten Adelsfamilien konnte er sich schon einen solchen Luxus gestatten, nur war die Situation nicht danach und war es natürlich, daß vielfach darüber gelacht und gespöttelt wurde. Ohne diese übertriebene Eitelkeit hätte Graf D. allenthalben durch seine persönlichen Eigenschaften für sich einnehmen müssen. Seine abgetönte Gesichtsfarbe, gehoben durch pechschwarze Augen, verlieh ihm das Aussehen eines Südländers von edler Abstammung, verbunden mit dem Reiz der Jugend und in der Uniform als Offizier erschien er von der Natur geschaffen, Herzen zu erobern. Graf D. hat übrigens in späteren Jahren die militärische Laufbahn verlassen und ist, wie so mancher seiner Kollegen, zur Diplomatie übergegangen. Der Balkan war der Boden, wo ihm seine persönlichen Eigenschaften sehr zustatten kamen; er war dort bald unter allen seinen Berufsgenossen wohl einer der beliebtesten und einer, der, zumeist in der vornehmen Gesellschaft, eine Zeitlang viel von sich reden gemacht hat.

Der Anfang vom Ende.

Drei Tage — vom 26. bis 29. Juni — war ich in der Festung Josefstadt, so lange, als der Oberbefehlshaber mit seinem Stab dort weilte.

Bereits am ersten Vormittag nach meiner Ankunft hatte ich einen längeren Reisebericht und gegen Abend einen zweiten Brief mit jener Schilderung der Zustände in den Spitälern nach Wien gesandt, der, eigentlich für die »Feldpost« bestimmt, Aufnahme in der »Abendpost« gefunden und meine Anstellung bei diesem Blatte zur Folge gehabt hatte. Am zweiten Tage meiner Anwesenheit im Hauptquartier wurde ich — wie erzählt — vom Oberbefehlshaber FZM. Benedek empfangen, sprach ich mit General von Gablenz und Henikstein, zwei wenn auch nur flüchtige Unterredungen, die mir aber doch reichlichen Stoff für weitere Berichte lieferten, die, laut an mich eingelangter Depeschen, eine beifällige Aufnahme gefunden. Ich erhielt die Aufforderung, täglich zu depeschieren und zu schreiben. Am dritten Tage fand

ich dann wieder Gelegenheit, zwei Berichte — einen ausführlicheren brieflichen und eine Depesche — an die »Abendpost« absenden zu können, mit Mitteilungen über kleinere, den großen Krieg vorbereitende Gefechte. So klein diese (bei Hühnerwasser und Podoly) aber auch immerhin waren, so zeigte sich dabei doch schon die ungeheure Überlegenheit des Zündnadelgewehres im Vergleiche zu den Waffen, mit denen die österreichische Armee ausgerüstet war. Einen informativen Bericht erhielt ich von einem verwundeten Offizier, der ins Garnisonspital in Josefstadt gebracht worden war. Er erzählte unter anderem: Von der schrecklichen Wirkung des Schnellfeuers könne man sich keine Vorstellung machen und das werde noch schrecklicher werden, wenn es zu einem Bajonettangriff, auf den unsere Soldaten einexerziert sind, kommen werde; bei Anwendung dieses werde das Zündnadelgewehr erst recht seine verheerende Wirkung ausüben.

Mehr als diese düstere Darstellung eines schon durch die erlittene Verwundung gewissermaßen voreingenommenen Offiziers bestimmten mich die Mitteilungen des ersten Assistenten Dumreichers, des Dr. v. Moseutig, sowie eine sachliche Besprechung der Vorteile des Schnellfeuers durch

meinen Zimmergenossen zu einem ausführlichen Schreiben an Herrn v. Teschenberg, es ihm anheimstellend, ob er überhaupt oder welchen er Gebrauch er davon machen wolle. Daß mein Bericht eine unveränderte Aufnahme finden könne, das vorauszusetzen hielt ich für ganz ausgeschlossen; ich überschrieb deshalb auch das Schreiben mit dem Aviso: »Zur Information.« Nun geschah aber zu meinem größten Erstaunen auch diesmal das, was mit meiner kritischen Schilderung der Spitäler geschehen — auch dieser Brief, der dem Wesen nach sogar als gegen die Kriegsverwaltung gerichtete — Vorwürfe gedeutet werden konnte, fand eine unverkürzte Veröffentlichung im halbamtlichen Blatte; freilich hatte ich die Vorsicht gebraucht, durch eine passende Einleitung seine Schärfe zu mildern, aber immerhin blieb doch vieles stehen, was geeignet war, Anstoß zu erregen. Die Abfassung jener Abhandlung — wenn ich den Bericht so nennen darf — enthielt übrigens auch einen Passus, der anderseits wieder als eine Art Entschuldigung für die Kriegsverwaltung angesehen werden konnte; es wurden nämlich die Mängel des Zündnadelgewehres hervorgehoben, indem darauf hingewiesen wurde, daß auch die Schnellfeuerung das Zielen stark beeinträchtigt und die Soldaten es den Jägern nachtun

müssen, die auf einen auffliegenden Schwarm von Hühnern ziellos losschießen, gewiß, daß einige, von den Schrotkörnern getroffen, zu Boden sinken werden. — — —

Das Hauptquartier Benedeks wurde am 29. Juni mittags nach Debonetz verlegt. Von da an begann — man kann wohl sagen der eigentliche »Dienst« des Kriegskorrespondenten. So lange ich in Josefstadt war, mußte ich, wollte ich nicht in voller Untätigkeit verharren, mir den Stoff für die Berichterstattung suchen und war ich gezwungen, mein Augenmerk auf mehr oder weniger Nebensächliches zu richten: mich auf Schilderungen zu beschränken, die, wenn auch mit dem Krieg in Zusammenhang stehend, doch eigentlich nicht zur wesentlichen Aufgabe eines Kriegsberichterstatters gehörten. Die kleinen Gefechte, die bislang stattgefunden, waren nicht derart, daß ich notgedrungen das Schlachtfeld aufsuchen mußte, die mir darüber von guter Seite zugekommenen Informationen genügten vollkommen zur Erfüllung meiner Pflicht. Nun aber, vom 29. Juni an, war die Situation etwas ernster geworden und wenn auch selbst Major Jung keinerlei Andeutungen über das zu geben vermochte, was die nächsten Stunden bringen werden, so war doch aus vielen äußeren Anzeichen, aus

wahrnehmbaren Dispositionen des Feldherrn, aus gesteigerter Lebhaftigkeit im Hauptquartier, aus dessen Vorrückung in die Nähe des mutmaßlichen ersten größeren Zusammenstoßes mit dem Feinde, aus der Truppenbewegung und anderen Anzeichen zu entnehmen, daß sich die allernächsten Tage schon ernst gestalten werden. Mir schien es zweifellos, daß sich in der Nähe vor Gitschin die erste große Schlacht entwickeln werde und so hielt ich es für notwendig, mich dahin, respektive in die Nähe dieses Ortes zu begeben. Ich verließ daher den Train des Hauptquartiers, nachdem mir der Kommandant die freundliche Zusage gemacht hatte, meinen Wagen in Obhut zu nehmen, und weiters die Güte hatte, mir für meinen Diener ein Reitpferd zur Verfügung zu stellen, in dessen Begleitung ich, Josefstadt verlassend, gegen Gitschin ritt. Von dieser Expedition wurde mir vielfach abgeraten. Man hielt sie für nicht ungefährlich und — überflüssig. Im Hauptquartier würde man jedenfalls rechtzeitig Authentisches über die wichtigsten Vorgänge erfahren, namentlich dann, wenn ein Sieg erfochten werden sollte. Ich ließ mich jedoch nicht abhalten. Der Gedanke an die Möglichkeit, meinen Kollegen zuvorzukommen, spornte meinen Eifer derart an, daß selbst der Hinweis auf eventuelle

Gefahr mich nicht abzuschrecken vermochte. Nun denn, ich hatte es nicht zu bereuen! Der Zufall kam mir auch da wieder zustatten.

Vor Gitschin entwickelte sich tatsächlich ein großer Kampf. In einer etwas höher gelegenen Bauernhütte machte ich Halt. Von da aus glaubte ich — mit einem guten Fernrohr versehen — mir von den Vorgängen auf dem Kriegsschauplatze ein Bild machen zu können. Es war nicht der Fall. Ich hörte bloß den Kanonendonner, ich sah das Feuer aus den Gewehren blitzen, Rauchwolken aufsteigen, doch welche von den operierenden Truppen im Vorteil sei, darüber wußte ich mir keine rechte Vorstellung zu machen. Allein so ganz nutzlos war meine Expedition doch nicht. Von Begleitern der vorbeifahrenden Verwundeten, an die ich mich gewendet, erhielt ich doch einzelne Auskünfte. Sie lauteten sehr erfreulich für die Situation der österreichischen Truppen. Die Sache stünde ganz gut, meldeten sie, den Preußen werde es nicht gelingen, vorzudringen, bedauerlich sei nur die große Zahl der Toten und Verwundeten, eine Folge der furchtbaren Wirkung des Zündnadelgewehres! Tatsächlich kam ein Sanitätswagen nach dem anderen heran, dicht besetzt mit Verwundeten! So oft als nur möglich, suchte ich durch weitere

Erkundigungen Informationen zu erhalten — sie lauteten immer sehr gut. Plötzlich mußte aber doch eine Wendung zum Schlimmen eingetreten sein! Ich sah nämlich unsere Truppen heranziehen, zwar nicht fluchtartig, vielmehr in geordneten Reihen, aber doch so, daß man annehmen konnte, es sei das ein — Rückzug, nicht der Abzug nach erfochtenem Siege. Was war geschehen? War meine Annahme eine richtige? War's wirklich ein Rückzug? Oder hatte ich mich nur getäuscht? Ich verblieb auf meinem Observationsplatze, bestieg mein Pferd und erwartete da, in nervöser Aufregung, die Herankunft der Abziehenden.

Endlich — nach ungefähr einer Stunde, es war in vorgerückter Abendstunde, Harrens kam der Vortrab unter der Führung eines Stabsoffiziers. Ich wagte mich an ihn heran, stellte mich ihm gebührend in meiner Eigenschaft als offizieller Berichterstatter im Hauptquartier vor und erbat mir einige Information. Sie wurde mir in liebenswürdiger Weise gegeben und so erfuhr ich denn, daß sich unsere Truppen tatsächlich im Vorteil befunden hätten, das Vordringen der Preußen verhindert worden wäre, wenn nicht unbegreiflicherweise plötzlich vom Hauptquartier der Befehl gekommen wäre, den Kampf aufzugeben und in geordnetem Marsche

den Schauplatz zu verlassen. Über die Gründe dieses bedauerlichen Befehles wollte oder konnte mir mein Gewährsmann keine weitere Mitteilung machen. Ich ritt auf seiner Seite nach Josefstadt zurück, telegraphierte vorerst ausführlich, was ich gesehen und gehört, und suchte dann Näheres zu erfahren. In der Hauptsache war alles richtig.

Die Korpskommandanten Clam-Gallas und Edelsheim hatten tatsächlich den Befehl erhalten, den Preußen die Straße nach Gitschin zu versperren. Das wäre auch möglich gewesen, nun sei aber gegen $\frac{1}{2}$ 7 Uhr abends ein Telegramm Benedeks eingelangt, den Kampf aufzugeben — als Erklärung wurde beigefügt, daß er seine Bewegung gegen die Iser eingestellt habe, also die Behauptung von Gitschin gegenstandslos geworden sei. Die Iserarmee habe sich mit der Hauptarmee zu vereinigen und größere Gefechte zu vermeiden.

Ein ausführliches Telegramm hierüber hatte ich sofort abgesendet und diesem einen großen Bericht folgen lassen. Er enthielt im wesentlichen die Mitteilung, daß der Rückzug ohne erhebliche Einbuße von der sächsischen Leibgarde mit ebensoviel Geschick wie Tapferkeit gedeckt wurde.

Gitschin wurde hierauf von den Preußen besetzt.

Um den Lesern einen mindestens teilweisen Begriff von den Vorgängen bis zur Besetzung Gitschins zu geben, will ich sie hier in chronologischer Reihe folgen lassen *).

In der bestimmten Voraussetzung, daß sich die feindliche Hauptarmee von Schlesien aus gegen Mähren richten würde, hatte Benedek seine Hauptmacht um Olmütz versammelt. Der mittlerweile erfolgte Einbruch der Preußen in Sachsen nötigte ihn jedoch, diese Stellung aufzugeben und nach Böhmen zu marschieren, von wo allein sich, seiner Ansicht nach, die Vorteile der inneren Operationslinie ausnutzen ließen. Seine Absicht war offenbar, den Vormarsch nordwärts gegen Josefstadt fortzusetzen, dort das Korps Clam-Gallas und die Sachsen an sich zu ziehen und, so verstärkt, der preußischen Elbarmee eine Entscheidungsschlacht zu liefern, dann — wenn alles gut ginge — ostwärts zu schwenken und den preußischen Kronprinzen zu schlagen. Das mochte der

*) Nach Mitteilungen des Generalstabsberichtes, der »Allgemeinen Weltgeschichte von Dr. Theodor Flaßbeck und anderer Chronisten nacherzählt.

geheime Plan des FML. Krismanič gewesen sein. Das Gelingen hing jedoch davon ab, daß die beiden gemeinschaftlich operierenden Korps imstande sein würden, das Korps des preußischen Kronprinzen so lange fernzuhalten, bis es gelungen sein würde, die zweite preußische Abteilung von der Schlachtlinie fernzuhalten.

Am 20. Juni setzte sich Benedek gegen die Iserlinie in Marsch. Vor dem 28. konnte er aber daselbst nicht eintreffen, so fiel denn dem einen vorgeschobenen Korps Clam-Gallas im Vereine mit der Kavalleriedivision Edelsheim die schwierige Aufgabe zu, den bereits mit 120.000 Mann an der Grenze stehenden Gegner eine ganze Woche lang im Vordringen zu hindern. Selbst nachdem das Korps sich durch das Eintreffen der Sachsen zur Iserarmee erweitert hatte, über welche Kronprinz Albert von Sachsen den Oberbefehl übernahm, war diese doch nur so stark wie der Angreifer.

Am 26. stießen die Österreicher bei Rohrwasser auf den Gegner. Erst bei Podol entspann sich zwischen den beiden Heeren ein blutiges Nachtgefecht, das morgens 2 Uhr mit der Verdrängung der Österreicher aus dem genannten Orte endigte.

Die Sicherung der Iserübergänge bedeutete für die Preußen einen wichtigen Erfolg!

Am darauffolgenden Tage — also am 27. — erhielt Clam-Gallas den Befehl, seine Richtung südwärts gegen Gitschin zu nehmen, dabei jedes Gefecht tunlichst zu vermeiden. Bei Sonnenbrand und drückender Hitze führte er den Befehl aus; allein ein heißes Gefecht, das in der Nähe von Gitschin stattgefunden und dem er eben nicht auszuweichen vermochte, öffnete dem Feinde die Straße dahin.

Der Durchbruch nach diesem Orte wäre — so wurde nämlich allgemein behauptet — dem Feinde unmöglich geworden, wenn es bei dem ursprünglichen Plane geblieben wäre und Clam-Gallas die ihm zugesagte Verstärkung tatsächlich erhalten hätte. Sie erfolgte nicht; dagegen kam ihm am Abend folgende telegraphische Mitteilung zu: »Da der Oberkommandant seine Bewegung gegen die Iser eingestellt habe, sei die Behauptung von Gitschin gegenstandslos geworden und die Iserarmee habe sich demgemäß mit der Hauptarmee zu vereinigen, größere Gefechte aber dabei zu vermeiden« *).

*) Die Mitteilung des Inhaltes dieser Depesche verdankte ich dem Korrespondenten der »Times«.

Infolge davon räumten die Sachsen und Österreicher ihre Stellungen, wobei sich auf der Gitschin durchquerenden Straße, durch welche der Kronprinz von Sachsen hindurch mußte, ein blutiges Gefecht entspann. Daß der Rückzug ohne erhebliche Einbuße glückte, verdankten die Österreicher vornehmlich der sächsischen Leibgarde, welche ihn mit ebenso großer Tapferkeit wie geschickter Manövrirung des sächsischen Kronprinzen deckte. Auch auf dem nächtlichen Abmarsch hielten die Sachsen fest zusammen, während das Korps Clam-Gallas erst bei Königgrätz sich wieder zu ordnen vermochte. Nebenher sei noch erwähnt, daß die Besetzung von Gitschin für die Preußen von großer strategischer Bedeutung war.

Weshalb K r i s m a n i č seine ursprünglichen Pläne geändert und einen so wichtigen Punkt aufgegeben hat, konnte nicht ermittelt werden. Die Tatsache selbst machte allenthalben den denkbar ungünstigsten Eindruck!

Königgrätz.

Es ist eine alte Erfahrung, daß es, wenn die Sachen »schief« gehen, gewöhnlich zu Differenzen zwischen Leuten kommt, die sonst im besten Einvernehmen miteinander gelebt haben.

Eine ähnliche Wahrnehmung konnte man auch im großen Hauptquartier Benedeks machen. So lange die Feindseligkeiten noch nicht begonnen hatten, herrschte eine »brüderliche« Eintracht zwischen dem Höchstkommandierenden und seinem ersten Generalstabschef Krismanič. Es hieß sogar, Benedek hätte sich, als alle seine Bemühungen gegen die Übernahme des Oberkommandos vergeblich waren, den letztgenannten als seinen Beirat erbeten, der in der Armee den Ruf genoß, einer der tüchtigsten Generalstäbler zu sein. Allein nach dem unglücklichen Ausgange der den Krieg einleitenden Gefechte erlitt das bis dahin bestandene gute Einvernehmen eine starke Trübung; von da an begannen die Beziehungen beider zueinander sich merklich zu lockern. Man sprach nach der

stattgehabten Räumung von Gitschin im großen Hauptquartier sogar offen von Differenzen ernster Natur, daß Benedek mit manchen Verfügungen seines Generalstabschefs nicht einverstanden gewesen und sich dessen Verfügungen nur unterworfen hätte, um nicht für Dinge verantwortlich gemacht zu werden, die in das Gebiet seines Generalstabschefs hinübergreifen.

Zu diesem Zwiespalt der maßgebenden Faktoren im großen Hauptquartier gesellte sich noch eine starke Mißstimmung einzelner Korpskommandanten. In erster Linie war es, wie schon bemerkt, General Clam-Gallas, der durch den Befehl, den Kampf vor Gitschin, bei dem er sich im Vorteil glaubte, aufzugeben und den Rückzug nach Josefstadt anzutreten, sehr ägriert war, und zwar nicht bloß aus persönlichen Motiven, vielmehr deshalb, weil er von der Ansicht ausging, Gitschin wäre einer der wichtigsten Knotenpunkte für spätere Operationen gewesen und deshalb den Rückzugsbefehl als einen groben Fehler betrachtete.

Fast bedauerlicher noch als die Differenzen im Schoße des großen Hauptquartiers und die Mißstimmung einiger Korpskommandanten, war eine starke Gärung, die unter den Offizieren bemerkbar wurde.

Durch die fortwährend geänderten Dispositionen, durch das allzu häufige und fast unerklärliche Hin- und Herschieben der Truppenkörper, das ihre Kräfte bis zur Erschöpfung in Anspruch nahm, erlitt das Vertrauen der Offiziere zu den Führern eine starke Einbuße; das allein war schon von Übel! Zu allem dem gesellte sich aber auch noch ein leichtbegreiflicher Unmut der Streitkräfte ob der mangelhaften Verpflegung, die sich allenthalben sehr fühlbar gemacht.

Die verschiedenen Hilfsvereine hatten das ihrige getan, für alles reichlich vorgesorgt, es waren Fleisch, Konserven, Weine im ausreichenden Maße vorhanden. Die vorhandenen Vorräte konnten jedoch nicht entsprechend in Verwendung kommen, und zwar infolge der fortwährend geänderten Dispositionen!

Alle diese betrübenden Verhältnisse, miteinbezogen die Mißerfolge in den bereits stattgehabten Gefechten, hatten nun das ohnehin geringe Selbstvertrauen Benedeks gänzlich erschüttert!

Mit ängstlichen Sorgen sah er in die Zukunft, von bösen Ahnungen erfüllt, wußte er sich nicht zu raten.

Plötzlich verbreitete sich im großen Hauptquartier die Nachricht, Krismanič, sowie der eigent-

lich ganz »unschuldige« Henikstein seien von ihren Posten abberufen und durch einen anderen Generalstäbler, den Generalmajor Baumgarten, ersetzt worden.

Was war da geschehen? War es Benedek, der sich vom Kaiser die Enthebung der genannten Herren erbeten? Ging sie aus der unmittelbaren Initiative des Allerhöchsten Kriegsherrn hervor, oder hatten sich da andere Einflüsse geltend gemacht? Sicheres war darüber nichts zu erfahren, dagegen wollte ein bestimmt auftretendes Gerücht wissen, daß auch Benedek telegraphisch um seine Enthebung gebeten hätte! Nun war ein Telegramm an Seine Majestät den Kaiser tatsächlich abgegangen, allein mit einem ganz anderen Inhalt!

Am 2. Juni abends erhielt ich von guter Seite eine vertrauliche Mitteilung hierüber; mein sicherer Gewährsmann meldete mir, daß Benedek in jenem Telegramm dem Kaiser dringendst angeraten habe, Frieden zu schließen*).

*) Das später bekanntgewordene Telegramm lautete wörtlich:

»Bitte E. M. dringend, um jeden Preis Frieden zu schließen, Katastrophe für die Armee unvermeidlich!« Die kaiserliche Antwort lautete jedoch ablehnend, wie folgt: »Frieden zu schließen unmöglich. Ich befehle, wenn möglich, den Rückzug in größter Ordnung anzutreten.«

Ich konnte leider von der gewiß hochinteressanten Mitteilung keinen Gebrauch machen; ich hätte sie auch dann nicht für mein Blatt verwenden können, wenn der Vorbehalt, sie als eine vertrauliche zu behandeln, nicht gemacht worden wäre, denn selbst nur eine Andeutung darüber wäre gewiß in der Redaktion der halbamtlichen Zeitung dem Rotstift verfallen.

Die sichtbaren Vorgänge ließen übrigens den Schluß zu, daß von einer Beendigung der Feindseligkeiten keine Rede sein könne. Ungeheure Truppenmassen waren in Bewegung und ließen erraten, daß man entschlossen sei, mit einer großen Heeresmacht dem Feind entgegenzurücken, eine entscheidende Schlacht zu liefern, durch Konzentration aller verfügbaren Kräfte einen Kampf aufzunehmen, in der Hoffnung, die Waffenehre der Armee zu retten.

Bei dieser über Hals und Kopf stattgehabten Truppenbewegung zeigte sich eine erstaunliche Unkenntnis der Terrainverhältnisse, vielleicht auch eine — leichtfertige Disposition, die unter Umständen von schlimmsten Folgen hätte begleitet sein können.

Ich erzähle da, was ich selbst erlebte:

Da kein Zweifel darüber bestehen konnte, daß es in Bälde zu einem Zusammenstoß der Gegner

kommen werde, schloß ich mich dem Train des großen Hauptquartiers an, und zwar von der Voraussetzung ausgehend, daß dieser in die Nähe des Schlachtfeldes vorrücken werde. Da geschah es nun, daß der Train plötzlich ins Stocken geriet, er konnte nicht weiter! Auf der schmalen, zwischen einer Hügelkette und einem Flusse sich hinziehenden Straße begegnete er einem großen Truppentransport, offenbar ein ganzes Korps, bestehend aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Die Infanterie und Kavallerie konnte noch, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, im »Gänsemarsch« vorbei, unmöglich war dies jedoch für die Artillerie mit ihren schweren Geschützen und ihrer langen Bespannung. Eine heillose Verwirrung entstand. Von allen Seiten, von vorn und rückwärts hörte man Kommandorufe und bis das Hindernis beseitigt war, waren mehr als zwei Stunden vergangen!

Hätten diese Truppen zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte eintreffen sollen, um in einen Kampf rechtzeitig einzugreifen, die Verspätung hätte von den übelsten Folgen begleitet sein können! Es war zum Glücke nicht der Fall, Gefahr lag nicht in Verzug. Dabei hatte sich wieder eine starke Ermüdung bei den armen Soldaten eingestellt, die auch noch unter Hunger und Durst viel zu leiden hatten.

P. Heinrich, Erlebnisse eines Kriegskorrespondenten 13



Der Zwischenfall, wenn auch an und für sich von geringer Bedeutung und, wie gesagt, von keinen mißlichen Folgen begleitet, war gleichwohl symptomatisch, weil er zeigte, mit wie wenig Umsicht, ja man könnte sagen, wie leichtfertig die Dispositionen getroffen wurden.

Als ich in Begleitung eines meiner Berufsgenossen, der »für alle Fälle« seinen Diener mitgenommen hatte, den Train verließ, um in die Nähe des großen Hauptquartiers zu kommen, ritten wir drei auf der Straße, die nach Chlum führte, ohne zu sehen, ob wir auf diesem Wege das angestrebte Ziel erreichen würden.

Ein heftiger Regen brach hernieder, der den Boden durchweichte; ein dichter Nebel erfüllte das Nächstgelegene, und nur durch das Aufblitzen der Flammen aus den Schlünden der Kanonen ließ sich einigermaßen die Stellung der Preußen erraten. Wo Benedek mit seinem Stabe Aufstellung genommen habe, wußten wir nicht. [Andeutungen hierüber wurden uns durch die Sanitätsmannschaft, die dem Transport von Verwundeten beigegeben war, gemacht. Je näher wir dem bezeichneten Orte rückten, desto dröhnender wurde der Donner der Kanonen, und aus der erschreckenden Anzahl der uns entgegenkommenden Verwundeten konnten wir ent-



nehmen, daß wir uns auf richtigem Wege befinden.

Näheres erfuhren wir sodann von Kurieren, die vorüberritten und sie wußten uns auch zu melden, daß »alles gut stehe«, daß der Feind zurückgedrängt werde und unsere Truppen, wie die sächsischen sich sehr tapfer geschlagen, somit alle Aussicht auf einen großen Sieg vorhanden sei.

In freudigster Erregung meldeten wir davon in kurzen Telegrammen unseren Blättern. Die Vorsicht meines Kollegen, der, wie bemerkt, seinen Diener mitgenommen, bewährte sich vortrefflich; durch ihn konnten unsere Telegramme expediert werden; um ihre Aufnahme war uns nicht bange, Siegesbotschaften, das konnten wir voraussetzen, würden ja gewiß anstandslos befördert werden. Und so war es auch.

Im Begriffe, weitere erfreuliche Meldungen zu erstatten, hörten wir in unserer nächsten Nähe einen furchtbaren Lärm und schon im nächsten Augenblick jagten in fluchtähnlicher Hast ungeheure Truppenmassen an uns vorbei; es war kein Zweifel, es mußte plötzlich eine Wendung zum Schlimmeren eingetreten sein! Allein alle Versuche, etwas Näheres zu erfahren, waren vergebens, unsere Fragen an die Vorbeistürmenden blieben ungehört; wie in Verzweiflung schrien sie bloß: »Die Preußen kommen,

die Preußen kommen!« Und nun jagte auch schon in ähnlicher wilder Flucht die Reiterei heran! Da war auch mein Gaul nicht mehr zu halten, sprang gleichfalls in Galopp ein und raste mit mir fort, ohne daß ich es gewollt und ohne daß ich wußte, wohin.

Es ist mir heute wie ein Traum, wenn ich die Ereignisse von Kö niggr ätz Revue passieren lasse, wenn ich daran denke, wie das alles so plötzlich gekommen, so überraschend schnell vor sich gegangen, so sturmgewaltig hereingebrochen war und wie ich mit meinem Begleiter in das Gewühl der Flüchtenden hineingeriet! Als wir beide den Entschluß gefaßt hatten, uns dem großen Hauptquartier zu nähern, hatten wir uns ganz sicher gefühlt, nicht geahnt, daß wir in irgendwelche Gefahr geraten könnten. Und plötzlich befanden wir uns mitten in einem Kugelregen! Von allen Seiten um uns herum, von vorn und rückwärts, von rechts und links knallten und knatterten die Kanonen, jagten und stürmten die von Angst erfüllten Massen mit tosendem Geräusch vorwärts; es war ein wüstes, wildes Durcheinander! Wohin uns der gewaltige Strom, der furchtbare, drängte? Ich für meinen Teil hatte keine Ahnung davon! Meinen Kollegen hatte ich aus dem Auge verloren, er war von meiner

Seite abgedrängt worden. In meiner nächsten Nähe stürzte der Sohn des Wiener Professors Sch u h vom Pferde; war er tot oder verwundet? Wer kümmert sich in einem solchen Augenblick darum?! Egoismus verdrängt alle menschlichen Gefühle und Empfindungen! Wer kümmert sich um das Leben eines anderen, wenn das eigene in Gefahr schwebt?! Jeder sucht sich da selbst in Sicherheit zu bringen! Nur für meine Person war es mir gar nicht recht zum Bewußtsein gekommen, in welche große Gefahr ich geraten war! Da lagen auf der weithin ausgedehnten Ebene Berge von Tornistern, Patronentaschen, Helme aller Waffengattungen, zahllose Gewehre und eine erschreckliche Menge von Toten und Verwundeten! Wer achtete darauf?! Man sah so manchen händeringend um Hilfe flehen, man hörte wohl das Jammergeschrei der armen Verwundeten; wer konnte ihnen Rettung bringen, wer sich nur einen Moment lang mit ihnen beschäftigen?! Man wird eben vom gewaltigen Strom mit fortgerissen und folgt willenslos dem Zuge der Masse. Was sonst um mich vorgegangen, ich hatte keine Ahnung davon. Auch heute bei Sichtung und Ordnung meiner Aufzeichnungen erscheint mir der Vorgang von damals wie ein düsteres Traumbild, wie

ein Märchen. Lebhaft dagegen in Erinnerung blieb mir bis zum heutigen Tage das Drängen und Stoßen der Massen beim Einzuge in die Festung. Als lauerte der Tod im Rücken, so suchte einer vor dem anderen einen Vorsprung zu erjagen. Und erst in der Festung selbst! Dieses wüste Durcheinander spottet jeder Beschreibung! Wie in einen Knäuel zusammengedrängt standen die Truppenmassen, Mann an Mann, auf dem großen breiten Platze innerhalb der Festungsmauer.

Schwer wurde es mir, vom Pferde abzusteigen, ich mußte von einem Soldaten aus dem Sattel gehoben werden. Der viele Stunden lange Ritt hatte mich arg zugerichtet — ich war förmlich unbeweglich! In einem geradezu jämmerlichen Zustande wurde ich, da alle Belegräume in den Spitälern voll besetzt waren, in ein Privathaus gebracht. Da es an Bettstätten mangelte, mußte ich mich, wie so viele, viele andere, mit einem Lager auf dem Fußboden begnügen. In dem Zimmer, das sonst kaum genügend Raum für eine kleine Familie bot, waren da mehr als ein Dutzend Verwundete untergebracht, darunter solche mit schweren Verletzungen! Lautes Jammern und Stöhnen um mich her ließ mich nicht zur Ruhe kommen, deren ich nach den furchtbaren Strapazen des Tages so sehr bedurfte.

Hier lag ich nun, ohne meine Glieder bewegen zu können, vom Hunger und Durst geplagt, hilflos wie die armen Soldaten, die, des ärztlichen Beistandes bedürftig, vergeblich des Helfers harrten.

Auf eine so furchtbare Katastrophe war man eben nicht gefaßt und darum auch nicht vorbereitet.

Am nächsten Tage, zeitlich morgens, war mein erster Gang zum Festungskommandanten, um vorschriftsmäßig meine Legitimationskarte vidieren zu lassen; auch glaubte ich dort etwas Näheres über den Hergang der letzten Schlacht erfahren zu können. Vergeblich! Ich hörte bloß, daß gegen Mittag eine starke Übermacht der Preußen die schlimme Wendung herbeigeführt und daß von allen Seiten der Feind herangestürmt sei und daß es unmöglich war, den Kampf mit Erfolg weiterzuführen, schon deshalb auch nicht, weil eine förmliche Panik unter den Soldaten entstand und die mutlos gewordenen nicht mehr zu halten waren.

Ein verwundeter Stabsoffizier, den ich zufällig im Spital sprach, erzählte, daß Benedek, als der Kampf eine schlimme Wendung zu nehmen drohte, plötzlich an der Spitze der Armee erschien, und zwar dort, wo die Gefahr am größten war, um die Kämpfenden anzueifern. Auf ihn hätte es den Eindruck gemacht, als hätte sich der Oberbefehlshaber

absichtlich dem stärksten Kugelregen ausgesetzt, um hier den Tod zu finden! — Möglich! Sein Stern war aber verblaßt, das Schicksal hatte ihm auch diese Gunst versagt.

Im Laufe des Tages verbreitete sich plötzlich ein sensationelles Gerücht, das angesichts der Situation viel Wahrscheinlichkeit für sich hatte. Es lautete: Ein Waffenstillstand stünde in Aussicht! Die unmittelbare Anregung hierzu sei von Benedek ausgegangen. Man glaubte allenthalben daran. Weniger Glauben fand jedoch das damit in Verbindung gestandene Gerücht, wonach die kaiserliche Ermächtigung zur Erlangung eines Waffenstillstandes nicht eingeholt worden wäre. Wer hätte auch daran glauben können.

Meine Absicht, von dem Gehörten der »Abendpost« Meldung zu machen, wurde durch die Inhibierung des diesbezüglichen Telegramms vereitelt und da der Preßchef trotz aller Nachfragen nicht zu finden war, war in der Sache weiter nichts zu tun. Bereits am selben Tage gegen Abend hieß es wieder, die Anregung zu einem Waffenstillstande sei erfolglos geblieben. Die Preußen hätten das Ersuchen rundweg zurückgewiesen. Nach der stattgehabten Beschlagnahme meines ersten Telegramms hatte ich nicht mehr den Versuch gemacht, ein

zweites mit dem letzterwähnten Gerüchte abzu-
senden.

Da ich beim Festungskommando in Erfahrung gebracht hatte, daß sich das große Hauptquartier nach Pardubitz zurückgezogen und Militärtransportzüge dahin abgehen, begab ich mich sofort nach dem Bahnhof. Er war dicht besetzt. Nur der Intervention des Professors Dumreicher verdanke ich es, daß meine Mitfahrt vom militärischen Stationschef gestattet wurde.

Was ich nun hier auf dem Pardubitzer Bahnhofs gesehen, gehört mit zu den schrecklichsten Erlebnissen dieser Tage. Da lagen Hunderte von Verwundeten — leicht und schwer verletzte — auf einfache Strohbündel gebettet, aneinander gereiht, wie in einem überfüllten Lazarett, ärztliche Hilfe erwartend. In den städtischen Spitälern wie in den improvisierten war kein Plätzchen mehr vorhanden, um die Leidenden aufzunehmen; auch in den Privathäusern, soweit sie für die Verwundeten zur Verfügung standen, war alles schon besetzt. Nach den Mitteilungen einzelner Mitglieder des Dumreicherschen Operationskorps mangelte es an Ärzten, um den armen Verwundeten, deren Zahl nach einer oberflächlichen Schätzung mit weit mehr als 40.000 Mann, darunter mehr als 1000 Offiziere,



beziffert wurden — auch nur die erste Hilfe zu leisten! Gleichsam zum »Tröste« wurde erzählt, daß auch die Preußen ihren Sieg mit dem Verluste von fast ebensoviel Offizieren und Mannschaft bezahlten.

Das ist der Krieg!

Auf eine so schreckliche Verheerung war niemand gefaßt.

Erschrecklich groß war die Zahl der Schwerverwundeten, bei denen sofortige operative Eingriffe nötig waren; darunter befanden sich auch solche, die sofort amputiert werden mußten, um ihnen das Leben zu retten!

Zu meiner Berichterstattungspflicht gehörte es nun freilich nicht, am Operationstisch zu verweilen. Ich mußte mich doch dazu bequemen — Dumreicher wollte es so, weshalb, wußte ich mir nicht zu erklären.

Zum Glück war hier wenigstens für die Verpflegung genügend gesorgt. Große Fässer mit Wein lagerten in und vor dem Bahnhofraume. Von allen Seiten wurden Gefäße requiriert, um die Fässer zu entleeren und den Verwundeten durch Getränke Labung zu verschaffen. Auch allerlei Konserven waren reichlich vorhanden und in großen Säcken lagen aufgespeichert allerlei Wäschestücke

und Verbandzeug. Das kam nun daher, weil — wie schon bei einem früheren Anlasse erwähnt — die Beförderung der nötigen Gegenstände durch die massenhaften Militärtransporte unmöglich geworden war. Sie kamen nun wenigstens jetzt den Armen zugute.

Hier in Pardubitz, wo ich, nebenher bemerkt, in dem schönen neugebauten Hause des Postmeisters Kraus (Bruder des nachmaligen Statthalters von Prag) Unterkunft gefunden, erhielt ich von allerbesten Seite die Bestätigung des Gerüchtes bezüglich der Versuche, einen Waffenstillstand zu erwirken, mit interessanten, näheren Details. Demnach wäre es General Gablenz gewesen, der mit der gedachten Mission betraut war. Im strengsten Vertrauen wurde mir nun mitgeteilt, daß Gablenz im preußischen Hauptquartier einen recht freundlichen Empfang gefunden, ganz besonders ausgezeichnet hätte ihn der König von Preußen, der auch nicht abgeneigt war, das Anerbieten zu akzeptieren. Auch Bismarck nicht, der eine französische Einflußnahme, die durch die Ankündigung von dem Erscheinen eines Bevollmächtigten Napoleons bereits in unmittelbarer Aussicht stand, verhindern wollte. General Moltke aber — so lauteten die weiteren Informationen — riet kurzweg ab; energisch ab-

lehnend verhielt sich der Kronprinz von Preußen, der schließlich seinen Willen durchzusetzen gewußt hatte.

Diese Mission Gablenz' war übrigens — wie mir mein mit den Verhältnissen vollständig vertrauter Gewährsmann noch weiters bemerkte — von vornherein aussichtslos.

So gestaltete sich die Situation im österreichischen Hauptquartier zu einer geradezu verzweifelungsvollen! Was sollte nun geschehen? Was werden die nächsten Tage bringen? Man sah allenthalben mit großer Besorgnis in die Zukunft!

Die Armee war dezimiert, die einzelnen Korps waren zerstreut, die ungeheuren Verluste, die sie erlitten, hatten ihren Stand bedeutend geschwächt und, was das Schlimmste war, im Schoße der Armee hatte sich ein Angstgefühl festgesetzt, so schrecklicher Art, daß es fast nicht mehr möglich schien, sie dem Feinde entgegenzuführen!

In welcher peinlichen Situation sich unter diesen Verhältnissen die Kriegskorrespondenten versetzt sahen, auch davon kann man sich kaum einen Begriff machen! Es herrschte, kurz gesagt, überall ein schauerlicher Zustand!

Die Epidemie der Furcht.

Die so schrecklichen Ereignisse der letzten 24 Stunden, die ungeheuren Strapazen, die meine Kräfte erschöpften, die Aufregungen, die meine Nerven erschütterten und all das, was ich da in Pardubitz vor mir gesehen, hatten mich in einen derartigen Gemütszustand versetzt, daß ich meine sofortige Abberufung vom Kriegsschauplatze, meine Enthebung von meinem Posten wie eine Erlösung empfunden hätte. Gern hätte ich selbst darum ersucht. Nur das Wohlwollen und die vielen Freundlichkeiten, mit denen mich meine beiden Vorgesetzten, Herr von Teschenberg und Herr von Beck, auszeichneten, hielten mich von dem ersten Schritt ab; es erschien mir wie eine Undankbarkeit, sie in einem Augenblicke im Stiche zu lassen, wo es schwer gewesen wäre, nicht etwa einen passenden Nachfolger zu finden, sondern dessen Zuteilung zum großen Hauptquartier zu erwirken. Auch Professor Dumreicher sowie einzelne der Mitglieder seines Korps rieten mir ab, die »Flinte ins Korn



zu werfen«, etwas zu tun, das mir vielleicht sehr übelgenommen werden könnte. Erstgenannter bemerkte: »Mitgefangen, mitgehungen, auch ich wäre lieber in Wien bei meiner Familie oder auf der Klinik, als hier bei Tag und Nacht auf den Beinen; ich habe mir nun einmal die Situation selbst geschaffen und harre aus, so lange man meiner bedarf!«

In Wien dachte man absolut nicht an meine Abberufung. Das konnte ich nicht bloß aus den in schmeichelhaften Worten abgefaßten Telegrammen, die mir zugekommen, entnehmen, mehr noch konnte ich dies aus einem Schreiben wahrnehmen, das ich gerade in den letzten 24 Stunden von meiner Frau erhielt, mit der Mitteilung, daß Herr von Beck bei ihr vorgesprochen und ihr einen weiteren Geldbetrag überbrachte mit dem Beifügen, daß, wenn sie sonst noch was benötigen sollte, eine diesbezügliche kurze Mitteilung genügen würde, ihren Wünschen zu entsprechen.

Von Herrn von Teschenberg erhielt ich gleichzeitig ein Telegramm mit dem abermaligen Ersuchen, täglich so ausführlich als möglich zu telegraphieren, da die Bevölkerung im höchsten Grade aufgeregt, mit ungeheurer Spannung jeder Nachricht vom Kriegsschauplatz entgegensehe.

Der Auftrag war leicht gegeben, allein schwer zu erfüllen. Es fehlte an allen Quellen, aus denen man hätte positive Nachrichten erhalten können. In so ernsten Tagen sich aber bloß auf Schilderungen von Äußerlichkeiten einzulassen, erschien mir fast wie eine Frivolität, auch stand zu befürchten, daß gerade bei der großen Spannung, die alle Kreise erfaßt hatte, Berichte, die nichts Neues und Wesentliches enthielten, leicht eine Indignation hätten hervorrufen können.

Es war unter den gegebenen Umständen somit nichts anderes möglich, als die Versicherung nach Wien gelangen zu lassen, daß ich nach wie vor bemüht sein werde, meine Pflicht zu erfüllen, sobald eben die Umstände und Verhältnisse sich wieder geklärt haben werden.

So war die Situation unmittelbar nach dem so betrübenden Ausgang der Schlacht von Königgrätz. Kein Mensch wußte, was die nächsten Tage bringen werden und da, wie bereits erwähnt, die Mission Gablenz' gescheitert war, vermochte man für die nächste Zukunft nicht einmal Vermutungen anzustellen. Denn ganz abgesehen von den furchtbaren Verlusten, welche die Armee erlitten, die demnach nicht mehr als schlagfertig gelten konnte, mußte man die traurige Wahrnehmung machen, daß sich

der noch vorhandenen Kräfte Angstgefühle bemächtigten, die man als eine förmliche »Epidemie der Furcht« bezeichnen konnte.

Mitten in seiner Tätigkeit wurde das Dumreichersche Operationskorps plötzlich durch eine Mitteilung des Stationsvorstandes von Pardubitz gestört; sie lautete dahin, daß in wenigen Stunden der letzte Zug in der Richtung nach Brünn abgelassen werde. Woher kam dieser Auftrag? Vom Höchstkommmandierenden gewiß nicht. Soviel man hörte, herrschte im großen Hauptquartier eine solche Verwirrung, daß selbst auf offizielle Anfragen über das, was zunächst zu geschehen hätte, kein Bescheid zu erlangen war. Was hätte also der Befehl, die letzten Züge nach Brünn abgehen zu lassen, für eine Bedeutung haben können? Um eine gewisse Sicherheit zu erhalten, ob nicht vielleicht denn doch vom großen Hauptquartier der Befehl ergangen sei, versuchte Professor Dumreicher vom militärischen Stationsvorstande etwas Näheres zu erfahren. Dieser erklärte aber kurzweg, er habe seine Weisungen und niemand darüber Rechenschaft zu geben. Dumreicher war jedoch nicht der Mann, der sich so kurz abfertigen ließ. Er wollte durchaus die Ordre sehen, auf Grund deren der Stationsvorstand vorgehe. Da kam es nun zwischen beiden zu sehr lebhaften

Auseinandersetzungen und schließlich mußte sich Dumreicher doch den Weisungen fügen.

Dieser ziemlich lebhaft geführte Streit vollzog sich im Bahnhof in Gegenwart von Offizieren, Bahnbeamten und Bahnbediensteten und angesichts der vielen Verwundeten, die den Bahnhof füllten. Um letztere war es eben Herrn von Dumreicher zu tun. Sorge um diese ließ ihn ganz vergessen, daß er doch eigentlich im Unrecht sei, daß er sich ohne weiteres zu fügen habe, sobald der militärische Stationsvorsteher sich auf einen Befehl seines Vorgesetzten berief. Was sollte aber in der Tat mit den vielen Verwundeten geschehen, denen man bislang noch nicht die nötige Hilfe zu leisten vermochte?! Sie mußten eben ihrem traurigen Schicksale überlassen bleiben; es konnte nichts für sie geschehen.

Der Abgang des letzten Zuges ließ übrigens lange auf sich warten. Anfänglich hieß es, es werde in längstens einer Stunde »abgelassen« werden. Wir, die wir die Erlaubnis hatten, mitzufahren, es waren dies die Operateure, denen ich mich angeschlossen hatte und viele Verpflegsbeamte, gingen lange Stunden in der Bahnhofshalle auf und ab. Die Ärzte hatten noch reichlich Gelegenheit, in der Zwischenzeit bis zum Abgang des Zuges verdienstlich zu wirken.

Endlich, es mochten bereits vier Stunden verflossen sein, war der Zug rangiert; nur ein einziger Wagen erster und zweiter Klasse stand zu unserer Verfügung, die ganze lange Reihe der anderen Waggons dritter und vierter Klasse war mit Truppen besetzt, die nach und nach angekommen waren und, wie es hieß, nach Brünn befördert werden sollten.

Dumreicher bestimmte, daß wir schon in Zwittau unseren Waggon verlassen, da man ihm vertraulich gemeldet, daß sich dahin das Hauptquartier zurückgezogen hätte.

Es war spät geworden, als wir an diesem Orte ankamen. Der stark belastete Zug konnte sich nur langsam fortbewegen, auch wurde in jeder kleinen Station haltgemacht.

Beim Aussteigen aus dem Waggon wurde Professor Dumreicher sofort von einem Manne angesprochen, der ihm eine Depesche überreichte. Es war dies ein Beamter des Telegraphenbureaus, der in der Meinung, Professor Dumreicher sei Stabs-offizier (er trug nämlich die Uniform eines k. k. Regierungsrates mit einem Schleppsäbel an der Seite) und Kommandierender des Zuges, sich Instruktionen holen wollte, was mit dem Telegramm zu geschehen hätte, das eine wichtige Mitteilung enthalte und

an den Oberkommandanten gerichtet, ihm aber nicht zugestellt werden könne, da dessen Aufenthaltsort unbekannt sei. Dumreicher übergab das Telegramm dem Kommandanten des Transports, und nun wurde eifrig deliberiert, was da zu tun wäre. Während dieser Unterredung kam man plötzlich durch einen Gendarm in Kenntnis, daß sich das Hauptquartier in Leitomischl befinde. Nun handelte es sich nur mehr darum, in welcher Weise das Telegramm befördert werden sollte. Die Telegraphenlinie war streckenweise zerstört, auch lag die Befürchtung nahe, das Telegramm könnte vom Feinde aufgefangen werden, was zu verhüten die Vorsicht erheischte. Man konnte zu keinem rechten Entschluß kommen.

Da wandte sich plötzlich Professor Dumreicher an mich, rief mich beiseite, informierte mich, um was es sich handle, und teilte mir, ohne meine Antwort abzuwarten, mit, daß ich zu der »ehrvollen Mission« ausersehen worden sei, nach Leitomischl zu reiten, um dem Oberkommandanten persönlich das wichtige Telegramm zu überreichen. Vergeblich sträubte ich mich dagegen. Mein Einwand, daß ich den Weg dahin nicht kenne, wurde damit entkräftet, daß ein Gendarm mir zur Begleitung beigegeben werde; auch für die Beistellung eines

sicheren Pferdes werde gesorgt werden — die Sache war bald abgemacht, kein anderer Einspruch möglich, Pferd und Gendarm waren sofort zur Stelle, und ich ritt »als Kurier in besonderer Mission« nach Leitomischl.

Das mir verschlossen übergebene Telegramm enthielt, wie ich erst später erfuhr, die Mitteilung, daß Graf Mensdorf zur Inspizierung der Armee von Wien ins Hauptquartier abgereist sei.

Für die durch die Kriegsergebnisse ohnedies aufgeregten Gemüter der Bewohner von Zwittau bildete mein Ausritt aus dem Städtchen ein sensationelles Ereignis. Wußte doch niemand, wer ich sei, in wessen Auftrag ich den Ritt unternähme, welcher Zweck damit verbunden sei. Je dunkler aber ein Geheimnis ist, desto größer die Sensation! Nebst den »Eingeweihten«, den Ärzten des Dumreicherischen Korps, einem Stabsoffizier und dem Telegraphenbeamten umstanden mich noch, als ich mein Pferd bestieg, viele Bewohner Zwittaus. Darunter mögen wohl manche gewesen sein, die meinen Mut bewunderten. Die Preußen waren ja im Anzuge, so hieß es allgemein; wie leicht könnte es also geschehen, daß ich in Gefangenschaft geriete, und welches Schicksal stünde mir da bevor? So ängstigten sich manche um mich. Ja, einer, ein ange-

sehener Hopfenhändler des Ortes, der sogar als sehr mutig galt, weil er nicht, wie so viele andere der besitzenden Klasse angehörige Bewohner, die Flucht ergriffen hatte, trat an mich heran, ermahnte mich zur strengsten Vorsicht, indem er mir leise zuspelte, daß er aus bestimmter Quelle erfahren habe, die Preußen seien schon in nächster Nähe.

Daran war nun freilich kein wahres Wort; unbehaglich war mir's aber doch zumute, als ich mit meinem Begleiter Zwittau den Rücken kehrte und mich mit diesem allein bei hereinbrechender Dunkelheit auf der Landstraße befand. Im stillen machte ich mir Vorwürfe, die Mission übernommen zu haben, zumeist deshalb, weil sie mir ja doch eigentlich — was mir zu spät durch den Kopf ging — nicht von autoritärer Seite übertragen wurde: denn weder der Telegraphenbeamte, noch viel weniger Professor Dumreicher waren die Berufenen, wie es hieß, wichtige Depeschen einem Fremden anzuvertrauen. Indes war ja an der Sache nichts zu ändern; jetzt galt es nur so rasch als möglich das Ziel zu erreichen. Das kühne Unternehmen hat mir übrigens keinerlei Schwierigkeiten bereitet. Die breite Landstraße zieht sich eben dahin. Wir, mein Begleiter und ich, mußten aber doch unsere Pferde vorsichtig führen. Donner und Blitz verkündeten,

nachdem wir eine Weile geritten, das Herannahen eines Gewitters. Der Himmel, kurz vorher noch klar und sternenreich, erschien plötzlich weithin mit gewitterdrohenden Wolken überdeckt, die den ganzen Weg verfinsterten. Selbst auf die kürzeste Distanz war kein Ausblick möglich, alles ringsherum war schwarz, Felder, Wiesen, Bäume waren nicht auseinander zu kennen. Nur hie und da sah man in der Ferne Lichtfunken, die sich, je näher man kam, immer erweiterten und vergrößerten; es waren offenbar die Feuer biwakierender Wachtposten. Unseren Pferden gab in dieser tieffinsteren Nacht nur der weiße Boden der Straße, der sich wie ein breites Band dahinzog, die Richtung an, und sie trabten ruhig, im gleichen Schritt weiter, wie eben alte, gut zugerittene Soldatenpferde.

Mit anbrechendem Morgen kamen wir in Leitomischl an. Das drohende Gewitter war nicht zum Ausbruche gekommen, die Wolken hatten sich verteilt, der Himmel erschien wieder klar in seiner schönsten, sommerlichen Bläue und die aufsteigende Morgenröte warf ihre goldene Beleuchtung auf den großen Platz des Städtchens, wo das bunte Gewoge der Soldaten aller Truppengattungen ein ganz eigentümliches Bild zeigte. Es herrschte hier ein buntes Durcheinander, ein Ge-

dränge, von dem man sich kaum eine Vorstellung machen kann.

Mein Erscheinen als Zivilist zu Pferde, mit einem Gendarmen zur Seite, mußte selbstverständlich auffallen. Ein Ordonnanzoffizier trat an den Gendarmen heran, sich erkundigend, wer ich sei und was ich wolle. Ich gab dem Fragenden die gewünschte Auskunft und bat ihn, mich beim Oberbefehlshaber zu melden, dem ich ein wichtiges Telegramm zu übergeben hätte. Ich erhielt darauf den Bescheid, daß Benedek für keinen Fremden zu sprechen sei, der Ordonnanzoffizier erbat sich das Telegramm und verprach, es sofort zu übergeben. Damit war meine Mission zu Ende. Müde und matt von dem langen Ritt stieg ich vom Pferde, um in dem nahe liegenden Hotel Hunger und Durst zu stillen; hier erfuhr ich, daß Graf Mensdorf aus Wien eingetroffen sei, um mit dem Oberkommandanten über die Lage der Armee zu konferieren. Da, wie ich gar bald erfuhr, das mir übergebene Telegramm bloß die Ankunft Mensdorfs signalisierte, so hätte der schwere Ritt füglich unterbleiben können.

Allein so ganz zwecklos zeigte sich meine Exkursion doch nicht. Konnte man in Pardubitz angesichts der so vielen Hunderte von Verwundeten

sich eine lebhaftere Vorstellung von der Verheerung machen, die das Zündnadelgewehr verursacht, so ließ sich hier in Leitomischl aus dem wüsten Durcheinander die Zerstörung deutlich erkennen, die die letzte Schlacht im Schoße der Armee angerichtet. *Si parva licet componere magnis* — wenn es erlaubt ist, Kleines mit Großem zu vergleichen — machte die Situation allenthalben den Eindruck eines zerschmetterten Mosaikbildes, dessen einzelne Bestandteile zerstreut auf dem Boden herumliegen und bei dem die Möglichkeit ausgeschlossen scheint, sie wieder zusammenzufügen.

Der nächtliche Ritt hatte aber auch noch etwas anderes Gutes für mich im Gefolge. Abgesehen davon, daß ich mir durch meine Bereitwilligkeit Du-reicher verpflichtete, ward mir hier in Leitomischl die erfreuliche Gelegenheit geboten, wieder einmal Gablenz sprechen zu können. Von ihm erfuhr ich nun viel Neues und Interessantes, wenn auch nicht derartiges, was geeignet gewesen wäre, telegraphisch nach Wien berichtet werden zu können, da die Depeschen gewiß inhibiert worden wären.

Gablenz fand ich diesmal merklich verstimmt. Es war mir diese Verstimmung nicht sonderlich aufgefallen; die betrübenden Vorgänge der letzten

Tage erklärten sie ausreichend. Allein beim Beginne des Gespräches zeigte es sich, daß ihn noch etwas anderes als jene traurigen Geschehnisse bedrückt hatte. Es war nämlich die Teilnahme um das Schicksal seines besten Freundes Benedek. Wenn er es zwar nicht direkt ausgesprochen hat, so war doch aus seinen Andeutungen deutlich zu entnehmen, daß die Enthebung Benedeks von seinem Posten als Oberbefehlshaber entweder schon vollzogen sei oder in unmittelbarer Aussicht stehe. Für mich lag nun mit Bezug hierauf die Frage nahe, ob denn diese Enthebung, wenn sie erfolgen sollte, für Benedek gar so schmerzlich wäre, nachdem er ja doch von allem Anfange an wenig Freude an seiner Stellung gehabt, im Gegenteil, sich ja bekanntermaßen sehr gesträubt hatte, den wichtigen und verantwortungsvollen Posten zu übernehmen. Gablenz antwortete darauf: »Es sei doch etwas ganz anderes, auf eigenen Wunsch seiner Stellung enthoben, als quasi strafweise entlassen zu werden.«

Sichtbar aufs tiefste schmerzlich berührt, verließ Gablenz dieses Thema und kam auf die eigene mißglückte Mission bezüglich der Erwirkung eines Waffenstillstandes zurück. Und da teilte er mir mit, daß es nicht bei dem ersten Versuch allein ge-

blieben, daß er vielmehr ein zweitesmal im preußischen Hauptquartier vorgesprochen, jedoch vom König nicht mehr empfangen worden sei. Dieser zweite Versuch sei auch unternommen worden, weil gelegentlich des ersten Bismarck den Vorschlag gemacht hatte, daß der Waffenruhe diplomatische Verhandlungen vorausgehen sollten, die Initiative hierzu jedoch von Wien ausgehen müßte, wozu er sich aber erst Instruktionen holen müßte. Das Gespräch war übrigens nur von kurzer Dauer; es wurde durch das Erscheinen des Grafen Mensdorf unterbrochen. Ich dankte es Gablenz, daß er trotz seiner wichtigen Geschäfte doch so freundlich war, mir einige Minuten zu widmen.

Noch am selben Tage verließ ich Leitomischl und schloß mich dem Train des großen Hauptquartiers an, der nach der mährischen Hauptstadt dirigiert war. Dem Gendarm, der mir in Zwittau als Begleiter mitgegeben war, übergab ich mein Pferd, erteilte ihm die Weisung, nach Zwittau zurückzukehren und händigte ihm ein Schreiben an Dumreicher ein, worin ich ihm offiziell über den Erfolg meiner Mission Bericht erstattete. Die Aussicht, meiner Vaterstadt näher zu kommen, erfüllte mich mit froher Hoffnung.

Die Enthebung Benedeks von seinem Posten

als Oberkommandant ließ nicht lange auf sich warten; sie wurde bald bekannt. Es hieß, der Krieg werde mit neuen Kräften fortgesetzt werden.

Wie das, nach den ungeheuren Verlusten, die die Armee erlitten, noch möglich sei, darüber wurden nur Vermutungen ausgesprochen.

* * *

Rasch, wie die hinjagenden Wolken am Firmament, marschierten die preußischen Truppen immer schneller und weiter vorwärts. Einen Teil Böhmens hatten sie bereits erobert, in Eilmärschen die mährische Grenze überschritten und die Hauptstadt des Landes besetzt; und auch aus Ungarn herüber kam schon die Meldung, daß sie auch dort schon eingedrungen und kampfbereit einen Teil ihrer Truppen versammelt hätten.

Bei dem Zustande der österreichischen Armee war die Fortsetzung des Krieges im nördlichen Teile des Reiches nur durch Heranziehung der Südarmee möglich. Um das bewerkstelligen zu können, mußte ein rascher Friedensschluß mit dem zweiten Gegner erfolgen. Es ist bezeichnend für das traurige Schicksal, das über die österreichische Monarchie hereingebrochen war, daß sie trotz der Siege zu Land und zur See Opfer bringen mußte, die

man sonst nur dem Besiegten auferlegt, daß man sich in die Zwangslage versetzt sah, eine Gebietsabtretung zu bewilligen. Es war dies die Freigebung Venedigs, der Perle aus der Krone des Kaisers Franz Josef. Wie sich dies durch die Intervention Napoleons vollzog, ist allbekannt; es wäre überflüssig, es hier ausführlich zu erzählen.

Von der Abtretung Venedigs hatte ich bereits in Brünn erfahren; der Eindruck, den sie allenthalben hervorgerufen, war ein höchst betrübender!

Hier in Brünn sprach ich unverzüglich bei Giskra vor, der damals Bürgermeister der Stadt war. Ich fand ihn gerade in ernstestem Auseinandersetzen mit einem Offizier, der, wie ich aus dem Gespräch entnehmen konnte, horrenden Forderungen an ihn gestellt hatte, deren Durchführung er als unmöglich bezeichnete. Giskra erklärte wohl, es werde alles geschehen, was im Bereiche der Möglichkeit läge, das Verlangte sei aber unmöglich, und als der Offizier sein Verlangen in etwas schroffem Tone wiederholte, erwiderte Giskra gereizt, mit lauter Stimme: »Herr, Sie vergessen, daß Sie mit dem Bürgermeister von Brünn sprechen. Ich kenne meine Pflicht und werde sie nach Tunlichkeit erfüllen; bezüglich Ihres Benehmens werde ich mich sofort an maßgebender Stelle beschweren!«

Dieses temperamentvolle Auftreten Giskras überraschte mich nicht. Ich hatte ihn zur Zeit, als er noch Konzipient in Wien bei Dr. von Mühlfeld und Verteidiger in Strafsachen war, kennen gelernt; schon damals zählte er zu jenen Juristen, die durch temperamentvolle Reden und durch energisches Auftreten viel von sich reden machten — er war einer der ersten und meistgesuchten Verteidiger. Nach Brünn kam er, weil er in Wien die Advokatur nicht zu erreichen vermochte, er war nämlich von der Zeit seines Wirkens im Frankfurter Parlament her als Revolutionär angeschrieben.

Auch mir gegenüber war er diesmal kurz angebunden. Er hatte es so eilig, daß er, an mir vorüberstürmend, nicht mehr Zeit fand, mich anzuhören, er rief mir nur noch in sichtbar aufgeregtem Zustande zu: »Warten Sie!« und — fort war er. Zum Warten hatte ich wenig Lust und auch nicht Zeit genug. Ich verfügte mich vielmehr sofort nach Hause und vervollständigte nun die Aufschreibungen über die wichtigen Erlebnisse der letzten Stunden in meinem recht lückenhaft gewordenen Tagebuch.

Ich war eben im Begriffe, meine Wohnung zu verlassen, als ein Diener Giskras erschien. Der Bürgermeister ließ mich rufen und der Diener fügte noch

hinzu: »Der Herr Doktor ist sehr ungehalten, daß Sie fortgegangen sind, ehe er zurückgekommen war.« Ich eilte sofort ins Stadthaus und fand dort Giskra noch aufgeregter als zuvor. »Sie werden doch gut tun, hier zu bleiben«, redete er mich ohne weitere Einleitung an, »ich glaube, es wird hier für Sie viel zu tun geben.« Auf mein Befragen, was denn in Aussicht stehe, erwiderte er kurzweg: »Der Friede!« Doch dürfe vorläufig kein Wort darüber gesagt werden. »Hören Sie«, wiederholte er, »kein Wort, wir sind sonst geschiedene Leute!« Ich konnte die Bemerkung nicht zurückhalten, daß ich ja vorläufig nichts zu melden wüßte und schon deshalb die Warnung überflüssig sei. Es lag ja auch nicht in meiner Absicht, etwas zu erforschen, Mitwisser eines Geheimnisses zu werden, von dem ich nicht einmal würde Gebrauch machen können. Giskra aber brachte es nicht über sich, etwas so Großes, bei dem ihm eine gewichtige Rolle zugefallen war, auf dem Herzen zu behalten. Er mußte es sich ja doch »herunter« reden.

Die Tatsache, um welche es sich damals handelte, ist seither durch die persönlichen Mitteilungen Giskras, die er einmal gelegentlich einer Delegationssitzung in Pest machte, allbekannt geworden. In einer vertraulichen Besprechung mit

Bismarck habe ihn dieser mit einer hochwichtigen Mission, mit der Mission, den Friedensunterhändler zu machen, betraut. Es sei bei diesem Anlasse auch über die Friedensbedingungen gesprochen worden. Mit aller Offenheit habe Bismarck damals die Gründe dargelegt, die es ihm rätlich erscheinen ließen, seinen König zum Friedensschluß zu bestimmen. Vor allem sei ihm (Bismarck) daran gelegen, der Mediation Frankreichs zuvorzukommen; er wolle nicht, daß sich eine fremde, eine nicht-deutsche Macht in die Angelegenheit der deutschen Stammesbrüder menge. Deshalb sei es aber nötig, daß unverzüglich die Friedensunterhandlungen beginnen. Als Sieger tue Preußen gern den ersten Schritt, und die Bedingungen, die er stelle, seien derart, daß Österreich ohne Bedenken sofort darauf eingehen könne. Er (Bismarck) denke sich die Friedensbedingungen so: Integrität des österreichischen Gebietes mit Ausschluß Venetiens, das übrigens ohnehin schon an Napoleon abgetreten war, keinerlei Kriegsschädigung, Österreich tritt aus dem Deutschen Bund und überläßt es Preußen, mit den norddeutschen Staaten einen eigenen Bund zu schließen, wogegen es Österreich überlassen bleiben soll, sich mit den Süddeutschen zu verbinden.

Bismarck soll damals wiederholt betont haben, daß er für diese überaus milden Forderungen sich nur dann einsetzen könnte, wenn sie rasch, noch vor der Einmischung Napoleons, zugestanden werden, dessen Vertreter, wie ihm telegraphisch bereits bekanntgegeben worden sei, sich schon auf dem Wege nach dem preußischen Hauptquartier befinde, mit den weitestgehenden Vollmachten ausgerüstet.

Die Bedingungen erschienen nun in der Tat Giskra derart, daß Österreich, ohne seine Machtstellung im europäischen Konzert aufgeben zu müssen, darauf eingehen konnte, und so teilte er mir denn auch mit, daß er die Mission übernommen habe; doch werde nicht er selbst nach Wien reisen. Das könne er in diesem Augenblicke nicht, ohne seine Pflichten als Bürgermeister zu verletzen, weshalb er eine andere vertrauenswürdige Persönlichkeit im Auge habe, die er auch bereits verständigen ließ und er hoffe, daß den Völkern Österreichs der Friede bald beschieden sein wird. Nach dieser hochinteressanten Mitteilung kam die Warnung, nur ja nichts, nicht einmal die geringste Andeutung hierüber verlauten zu lassen.

Man kann sich kaum eine Vorstellung von der Aufregung machen, in welcher sich Giskra befand; er kam noch wiederholt auf die Details der

Friedensbedingungen zu sprechen, erklärte sie als äußerst rücksichtsvoll und kombinierte auch, weshalb sie Bismarck in der milden Form stelle; auch zweifelte er gar nicht daran, daß man in Wien die Bedingungen ohne weiteres akzeptieren werde. »Sie werden sehen«, fügte er hinzu, »wir haben in wenigen Tagen den Frieden.«

Die Persönlichkeit, welcher Giskra die ihm zugedachte Mission übertragen hatte, war der Handelskammerpräsident von Brünn, Freiherr von Herring. Dieser begab sich noch an demselben Tage (12. Juli) nach Wien, gleichfalls voll froher Hoffnung.

Mit ungeheurer Aufregung und Spannung sah Giskra der Rückkunft Herrings entgegen. Sie ließ etwas lange auf sich warten. Was Giskra hierbei ganz besonders beunruhigte, war, daß er ohne alle Nachricht blieb. Er hoffte, schon am nächsten Tage durch einen besonderen Boten einen Bericht Herrings über dessen Aufnahme auf dem Ballplatze und über den Eindruck zu erhalten, den seine Mission auf die leitenden Staatsmänner gemacht habe. Es kam aber keine Nachricht und sie blieb auch am nächsten Tage aus. Die Anfrage Bismarcks, weshalb man ihn ohne Bescheid lasse, steigerte noch mehr die Aufregung Giskras, der sich das Stillschweigen Herrings absolut nicht zu erklären wußte. Zum Überfluß

ward ihm aber noch (am 14. Juli) die offizielle Mitteilung, daß das preußische Hauptquartier von Brünn nach Nikolsburg verlegt wird, und das geschah in der Tat, ohne daß Giskra in der Lage gewesen wäre, vorher noch über den Erfolg der Friedensmission irgendeine Mitteilung machen zu können.

Erst nach 36 Stunden kam Freiherr von Herring wieder nach Brünn. Ich erfuhr das sofort nach seiner Ankunft; doch welchen Erfolg seine Mission gehabt, darüber war absolut nichts zu erfahren; nur aus der Aufregung Giskras, aus seinem zornesbleichen Gesichte, als ich mir die Anfrage erlaubte, ob die Friedenshoffnungen sich erfüllt hätten, kurz, aus verschiedenen Äußerlichkeiten ließ sich herauskombinieren, daß Herrings Bericht nicht zur Zufriedenheit Giskras ausgefallen sein mochte. Ich hörte nur, daß Baron Herring dem preußischen Hauptquartier nach Nikolsburg nachgefahren sei, um dort über den Erfolg seiner Wiener Reise zu berichten. Am 15. Juli endlich, als ich mich von Giskra verabschiedete, da ich nach Wien zurückberufen worden war, wurde Giskra wieder mitteilbarer. So erfuhr ich denn, daß Herrings Mission seltsamerweise ganz erfolglos gewesen war.

In einer geradezu unbeschreiblichen Aufregung

erzählte mir Giskra, daß Baron Herring bei seinem ersten Besuch beim Grafen Mensdorff den Eindruck gewonnen habe, daß dieser von den preußischen Friedensvorschlägen angenehm überrascht worden sei und sich sofort bereit erklärte, dieselben dem Kaiser zu unterbreiten und auf ein Eingehen in offizielle Unterhandlungen anzuraten. Bei dem zweiten Besuche habe Herring jedoch den Minister des Äußern schon weit zurückhaltender gefunden, und bei der dritten, letzten Unterredung zeigte sich plötzlich Graf Mensdorff gänzlich umgestimmt, da er im Gegensatze zu seinen Äußerungen in der ersten Besprechung nunmehr erklärte, »man« könne sich insolange nicht in ernstere Verhandlungen einlassen, bis nicht eine offizielle Persönlichkeit, mit den nötigen Vollmachten ausgerüstet, mit den Friedensunterhandlungen betraut worden sei. Auf Herrings Gegenbemerkung, daß das österreichische Kabinett eine solche Persönlichkeit erwählen und ins preußische Hauptquartier entsenden könne, soll jedoch Graf Mensdorff ausweichend geantwortet haben.

Giskra wütete. Er war der Ansicht, daß bessere Bedingungen, als sie Bismarck gestellt hatte, kaum zu erlangen sein werden; er bedauerte es, daß man die Sache so ohne weiteres von sich gewiesen und

fügte noch hinzu: »Ich glaube, unsere weisen Staatsmänner haben schon wieder einmal die Überfuhr versäumt.« Wie recht er doch hatte! Schon am nächsten Tage konnte ihm Herring berichten, daß alles verloren sei. Bismarck habe ihn nämlich, noch ehe er zur Berichterstattung kam, schon mit den Worten empfangen, es sei alles vorbei, Napoleons Mediation sei bereits angenommen, Benedettis Ankunft werde mit jeder Minute erwartet; er (Bismarck) habe es mit Österreich gut gemeint, und er bedaure es auf das lebhafteste, daß man in Wien so lange gezögert habe. Jetzt müsse man abwarten, welche Vorschläge Napoleon machen werde.

Heute weiß man bereits, welche Motive die damals maßgebenden Staatsmänner hatten, auf die Vorschläge Bismarcks nicht einzugehen und auch, welche Staatsmänner es waren, die sich entschieden ablehnend dagegen verhielten. Heute weiß man, daß Graf Mensdorff, der, wie bekannt, von vornherein ein Gegner des Krieges war, ohne weiteres bereit gewesen wäre, sich in Friedensunterhandlungen einzulassen und einen Bevollmächtigten nach Brünn zu entsenden. Entschieden ablehnend dagegen verhielt sich Graf Eszterhazy und die damals eben sehr einflußreiche klerikale Partei. Über den Kopf des Ressortministers hinweg

wurde beschlossen, die Vorschläge Bismarcks ausweichend zu beantworten. Man hatte sich der Hoffnung hingegeben, durch die freundschaftlichen Gesinnungen Napoleons bessere Bedingungen zu erzielen, schließlich auch nach der Heranziehung der frei gewordenen Truppen aus Italien den Krieg mit verstärkter Macht aufnehmen zu können, um die Waffenehre Österreichs wieder voll herzustellen.

Giskra berichtete darüber einige Jahre später (1871) in der Delegationssitzung in Pest, und was er damals mitteilte, wurde seither von keiner Seite dementiert. Dagegen wurde — was zur Ergänzung des Sachverhaltes nur nebenher eingeschaltet werden soll — der ganze Heerbann der offiziellen Korrespondenten auswärtiger Blätter gegen den »kleinen Bürgermeister einer kleinen Provinz, der durchaus ein großer Staatsmann eines großen Staates sein möchte«, losgelassen und es wurde vielfach an ihm herumgörgelt. Man machte ihm einen Vorwurf daraus, daß er eine ihrer Natur nach sehr vertrauliche Mitteilung »vorzeitig« preisgab. Andere versuchten Giskra gar lächerlich zu machen, indem sie in Zweifel zogen, daß die ihm übertragene Mission ernst gewesen. Bismarck — so behaupteten sie — ohne sich diesbezüglich auf eine Tatsache oder auf eine Autorität berufen zu

können, habe sich »damals« nur »einen Spaß gemacht«. Und andere, die etwas Ähnliches glauben zu machen versuchten, behaupteten wieder, der preußische Staatsmann habe nur »einen Fühler« ausstecken wollen, wie man sich in Wien zu einem etwaigen Ausgleich, wenn er preußischerseits angeregt werden sollte, verhalten würde, und wäre man auf die durchaus nicht ernst gemeinten Vorschläge eingegangen, so würde sich da nur für die österreichischen Diplomaten ein volles Fiasko herausgebildet haben. Es sei deshalb »sehr klug gewesen«, nicht darauf einzugehen.

Auf dem Heimwege.

Vor meiner Abfahrt nach Wien war es bereits bestimmt bekannt geworden, daß die drei Generäle, die das große Hauptquartier in Böhmen bildeten, Benedek, Krismanič und Henikstein nach Wien berufen und vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Was dem letztgenannten, Henikstein, zur Last gelegt werden konnte, war eigentlich nicht recht verständlich. Er war nichts anderes als der »Repräsentationsgeneral«, der wohl im »Dreierkollegium« Sitz hatte, auf dessen Stimme aber blutwenig Rücksicht genommen wurde. Was Krismanič anbelangt, war vorauszusehen, wie er sich verteidigen werde; konnte er sich doch darauf berufen, daß sein »geheimer Plan« allenthalben gutgeheißen wurde, und wenn er nicht zur Geltung kommen konnte, so lag die »Schuld« doch mehr an der preußischen Führung, als an seinem »Plan«. Der dritte Angeklagte, Feldzeugmeister Benedek, war wieder in der Lage, sich darauf zu berufen, daß er, als es sich um seine Ernen-

nung zum Oberkommandanten handelte, sich sozusagen ein *testimonium paupertatis*, selbst ein Unfähigkeitszeugnis ausgestellt, und nur auf höheren Befehl, nachdem sein Widerstand unberücksichtigt geblieben, das Oberkommando übernommen hatte. Er war eher zu bedauern und zu bemitleiden, denn vor Gericht zur Rechenschaft gezogen zu werden. Von Pick auf hatte er sich bis zur höchsten militärischen Würde emporgekämpft; an persönlicher Tapferkeit hatte es ihm nie gefehlt, mit Todesverachtung stand er stets an der Spitze der Kämpfenden, war er stets ein siegreicher Korpskommandant, auch war er der Abgott seiner Soldaten, war er der populärste General der Armee. Nun sollte er seine ganze ruhmreiche Vergangenheit einbüßen und vor ein Kriegsgericht gestellt werden, das war wohl im höchsten Grade geeignet, Teilnahme hervorzurufen. Die ganze Einsetzung des Kriegsgerichtes erschien darum von vornherein gleich einem Schlag ins Wasser. Wie wenig übrigens die »Angeklagten« um ihr Schicksal besorgt waren, zeigte folgender Zwischenfall.

In dem Zuge, den ich zur Fahrt nach Wien benutzte, befand sich, unter zahlreichen Passagieren, auch General Henikstein. In Lundenburg war ein längerer Aufenthalt. Viele Passagiere benutzten die Pause, aus den überfüllten Waggons zu steigen

und im Bahnofsraum frische Luft zu schöpfen; auch Henikstein war darunter. Seine Anwesenheit erregte die Aufmerksamkeit jener, die ihn kannten, aber auch sonst wurde sie erweckt durch einen Vorgang, der den Beweis liefern konnte, wie wenig Henikstein über seine Situation klar war. Ein Soldat hatte ihn übersehen und es verabsäumt, dem hohen Vorgesetzten die militärische Ehrenbezeugung zu leisten. Er wurde sofort von ihm gestellt und in so lauter und barscher Weise angefahren, als hätte er Gott weiß welches Übel ange richtet! Der arme Soldat stand da in üblicher strammer Haltung und ließ die Flut der Zurechtweisungen selbstverständlich still über sich ergehen. Die Passagiere, die das mit anhörten, waren darob sehr entrüstet. Viele von ihnen schienen nicht wenig Lust zu haben, sich einzumengen und vielleicht wäre es zu einem Zusammenstoß zwischen ihnen und dem strengen General gekommen, wenn nicht der Ruf des Kondukteurs: »Einsteigen!« der Szene ein rasches Ende bereitet hätte. Auf mich machte der ganze Vorgang einen komischen, possenhaften Eindruck. Er charakterisierte so ganz und gar das System des »Drillens«, wie es übrigens nicht bloß in der österreichischen Armee, sondern auch bei den Preußen gang und gäbe war.

Je weiter der Zug nach Wien vorrückte, desto mehr konnte man sich überzeugen, daß die Furcht bestanden hatte, der Feind könnte die Haupt- und Residenzstadt bedrohen. Es war dies nicht bloß eine Folge des siegreichen Vorrückens der Preußen, sondern — auch die Wirkung des Bekanntwerdens der Tatsache, daß der Kronprinz von Preußen von einer Waffenruhe abgeraten habe, weil er das Siegeswerk erst mit dem Einzuge in Wien gekrönt wissen wollte. Auf dem Marchfelde wurden deshalb zum Schutze der Hauptstadt Schanzen errichtet und es erschien dies um so auffälliger, als doch bereits die Friedensverhandlungen im Zuge waren und die Hoffnung bestand, daß die Feindseligkeiten bald ihr Ende erreicht haben werden.

In Wien angelangt, hoffte ich mich endlich von den ungeheuren Strapazen der letzten Wochen erholen zu können. Es war nicht der Fall. Als ich mich meinem Chef vorgestellt hatte, erhielt ich sofort den Auftrag, die Schanzen bei Floridsdorf zu besichtigen und darüber eingehendst zu berichten. Herr von Teschenberg hatte von der Kriegsverwaltung die Erlaubnis zur Besichtigung derselben erwirkt. Was damit bezweckt werden sollte, war mir eigentlich nicht recht klar, nachdem ja eine allgemeine, auch für Friedenszeiten be-

stehende Vorschrift bestand, wonach Festungen und Verschanzungen ebensowenig besprochen wie abgebildet werden durften. Was wollte nun Herr von Teschenberg mit meinem Berichte beginnen? Ich fand es nicht für passend, ihn darüber zu interpellieren, ich folgte vielmehr seiner Weisung und verfügte mich am nächsten Morgen, mit der amtlichen Legitimation versehen, nach Floridsdorf. Dasselbst wurde ich freundlichst von dem mit der Aufsicht über die Erdarbeiten betrauten Hauptmann Beck empfangen, der mir alle gewünschten Auskünfte mit großer Liebenswürdigkeit erteilte, aber auch gleichzeitig seine Bedenken bezüglich einer Verlautbarung äußerte. Den gewünschten Bericht hatte ich am nächsten Tage abgeliefert.

Nach dieser Arbeit erwartete mich schon eine zweite, größere. Seine Durchlaucht Fürst Colloredo, als Präsident des patriotischen Hilfsvereines, stellte, als ich mich bei ihm gebührend vorstellte, das Ersuchen, einen Generalbericht über alle meine Wahrnehmungen auf dem Kriegsschauplatze für den Verein abzufassen; von Schlachtenberichten konnte ich absehen, dagegen wünschte Seine Durchlaucht eine möglichst ausführliche Darstellung der Tätigkeit der Hilfsvereine im allgemeinen

wie des patriotischen Hilfsvereines von Wien, insbesondere zu welchem Behufe mir vom letztgenannten Verein die nötigen statistischen Daten zur Verfügung gestellt wurden.

Es war geradezu erstaunlich, wie die Magazine im Landhause noch von allen möglichen für den Krieg bestimmten Dingen überfüllt waren. Riesige Fässer Wein waren noch vorhanden, ganze Berge von Säcken mit Scharpie und Wäschestücken lagerten aufgespeichert umher. Auch allerlei Instrumente für die Spitäler waren in reichlichem Maße vorhanden; es hatte sich der Verein für eine längere Kriegszeit vorbereitet; daß sie schon nach vierzehn Tagen abgelaufen sein werde, hatte man ja nicht voraussehen können. Der von mir abverlangte Generalbericht wuchs mir unter der Hand. Er umfaßte mehr als 24 in Folio geschriebene Seiten. Ich verzeichnete darin nicht allein, was ich selbst gesehen, ich registrierte auch die im Umlauf befindlich gewesenen Gerüchte, darunter manche, die sich gegen die Generale Henikstein und Krismanič wendeten.

Bei der Ablieferung war mir das Versprechen gegeben worden, daß der Bericht als »geheimenes Aktenstück« behandelt werden würde, man erbat sich nur die »Erlaubnis«, einen kurzen Auszug

daraus anfertigen lassen zu dürfen, der den Journalen zur Veröffentlichung dienen sollte. Tatsächlich wurde ein solcher Auszug allen Blättern zugeschickt, in denen er eine unverkürzte Aufnahme gefunden hat.

Die Zusage bezüglich der Geheimhaltung des Generalberichtes wurde jedoch nicht eingehalten. Ich habe Grund für die Annahme, daß der Bericht an einer Stelle gelesen worden ist, für die ich ihn durchaus nicht bestimmt hatte — was übrigens für mich keine üblen, vielmehr sehr günstige Folgen haben sollte.

Die Cholera.

Die Friedensverhandlungen mußten im beschleunigten Tempo ihrem Ende zugeführt werden. Ein Feind war plötzlich auf dem Kriegsschauplatze erschienen, gegen den auch das Zündnadelgewehr nichts auszurichten vermochte. Es war die Cholera.

In einem früheren Abschnitt sprach ich von der »Epidemie der Furcht« — die Furcht vor der Choleraepidemie war eine weitaus größere. Sie erfaßte alle, hüben wie drüben, die beiden Armeen. Da gab es nun kein Zögern mehr, der Friede mußte so rasch als möglich geschlossen werden — ohne Rücksicht auf den innigsten Wunsch des preußischen Kronprinzen, der gar so gern als Triumphator in Wien seinen Einzug gehalten hätte. Allein auch ohne diesen allseits so betrübenden Zwischenfall, auch ohne das Auftreten der schrecklichen Epidemie, wäre es doch zu einem raschen Abschluß der Feindseligkeiten gekommen; Bismarck wollte es so und zeigte sich in seinem Willen stärker als der preußische Kronprinz.

Man mußte auf dem Ballplatz über die Stimmung des leitenden Staatsmannes an der Spree bezüglich der Friedensbedingungen beruhigende Andeutungen erhalten haben; es hieß nämlich allgemein — das bekannte Sprichwort variierend — Bismarck sorge schon dafür, daß die (preußischen) Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Nun konnte ich mich doch der Hoffnung hingeben, daß es mir endlich möglich sein werde, meinem Ruhebedürfnis entsprechen zu können. Auch ärztlicherseits wurde mir dringendst angeraten, den Rest des Sommers Aufenthalt in einer Gebirgsgegend zu nehmen, um den geschwächten Organismus zu stärken. Ich war tatsächlich auch schon durch das viele Nachtwachen allein sehr herabgekommen und hatte bereits Anstalten getroffen, den wohlgemeinten Rat zu befolgen.

Da erhielt ich einige Tage nach der Ablieferung meines »Generalberichtes« ein Einladungsschreiben des Fürsten Colloredo, ihn baldmöglichst zu besuchen, da der Verein beschlossen hätte, mir ein »Ehrenamt« zuzuweisen. Ich sollte mich nämlich der Expedition Dumreichers anschließen, der den Auftrag erhalten hatte, sich mit seinen Operationszöglingen abermals auf den Kriegsschauplatz zu begeben, u. zw. zur Hilfeleistung der Verwundeten

und Kranken und auch teils zur Übernahme der vom Feinde besetzten Spitäler. Die mir zuge dachte Aufgabe bestand darin, eine authentische Liste über die daselbst befindlichen Kranken und Verwundeten anzufertigen und sie dem Vereine zuzuschicken, kurz gesagt: Ich sollte mich in das von der Seuche heimgesuchte Gebiet begeben! Das also war das Ehrenamt, das mir der Verein zuge dacht?! Ich war so verblüfft über das Anerbieten, daß ich momentan nicht wußte, was ich darauf bemerken sollte! In meiner Verlegenheit erwiderte ich bloß, daß ich mir die Sache überlegen werde. Seine Durchlaucht schien ganz überrascht, daß ich nicht bereitwilligst zusagte, man habe eben mit Rücksicht auf meine früheren Leistungen, die eine Anerkennung verdienten, geglaubt, mir diese Aufgabe übertragen zu müssen, deren Lösung, wie er noch hinzufügte, mir viele »Vorteile« einbringen würde; die Furcht vor der Cholera, meinte er weiters, sollte mich nicht abschrecken, ich sollte mir ein Beispiel an Professor Dumreicher und seinen Begleitern nehmen, die sich zur Übernahme einer ähnlichen Mission sogar angeboten hätten. Schüchtern erwiderte ich: Daß es im Berufe der Ärzte liege, jeder Lebensgefahr ins Auge zu sehen, ähnlich wie der Soldat, ich sei aber weder Arzt noch Soldat.

Seine Durchlaucht schien durch meinen Einwand überrascht und etwas ungehalten, er mochte es tatsächlich gut mit mir gemeint haben und redete mir auch deshalb so eindringlich zu, daß ich schließlich mehr aus Schamgefühl, als einem inneren Triebe folgend, zusagte.

Im Nachhausegehen kamen mir die von meinem Gymnasialprofessor im Schottenkloster Pater Stephan so oft zitierten Worte in den Sinn: »Ita vita est hominum, quasi, cum ludas tesseris« — so gleicht das Menschenleben einem Würfelspiel. —

Die Mitglieder der Expedition versammelten sich vor dem am Kohlmarkte befindlichen Stiftungshause. Als Freiwilliger schloß sich auch Freiherr von Mundy an. Er kam mit einem kleinen Reisekoffer und einer großen Handtasche, die, wie sich später zeigte, mit einem reichen Instrumentarium versehen war.

In vier geräumigen Landauern fuhren wir zur Nordbahn, deren Direktoren so freundlich waren, uns einen Separatwaggon beizustellen.

Während der Fahrt herrschte im Gegensatz zu der ersten Aufgabe, die uns bevorstand, eine anregte heitere Stimmung, am meisten trugen dazu bei die Herren Dr. Jurie, der jüngste unter den Zöglingen Dumreichers, und Freiherr von

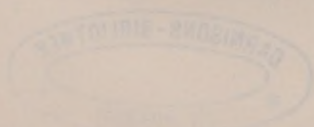
P. Heinrich, Erlebnisse eines Kriegskorrespondenten 16



Mundy. Letzterer durch seine mitunter sehr drastische Beurteilung der Verfügungen der Behörden. Sein Tadel war spitz und scharf und, im trockenen Tone vorgebracht, wirkte er um so mehr, als er eigentlich nichts Beleidigendes, nichts Aufreizendes an sich hatte. Dr. Mundy war eben ein gemüthlicher Räsonneur mit witzigen Einfällen, die allseitig nur zur Heiterkeit anregten.

Die Stimmung war übrigens, als wir uns dem ersten von der Epidemie heimgesuchten Orte näherten, eine allgemein sehr ernste geworden. Vor den ersten Häusern standen zwei Stangen, verbunden mit einem breiten Leinwandstreifen, auf dem zu lesen war: »Hier herrscht die Cholera.«

Mit welchen Empfindungen ich diesen infizierten Ort und unmittelbar darauf das Choleraspital betrat, kann man sich leicht vorstellen. So sehr ich sie zu unterdrücken versuchte, mein fahles Gesicht wurde zum Verräther. Dr. Mundy machte den Vorschlag, mich durch eine »Impfung« immun zu machen, die denn auch mit burlesker Würde vollzogen wurde. Ich hatte mich mit guter Miene dem boshaften Spiel gefügt und bekam nur Anlaß, mich der Bestätigung von Dr. Mundy's scherzhafter Behauptung zu freuen, ich sei jetzt immun und die Seuche könne mir nichts mehr anhaben.



Es würde übrigens zu einer irrigen Beurteilung Mundys führen, wollte man aus dem Vorstehenden den Schluß ziehen, daß ihm der Ernst für ernste Dinge gefehlt hätte; das war keineswegs der Fall. Im Verlaufe der nächsten Tage erhielt ich vielmehr vielfach Gelegenheit, mich vom Gegenteil zu überzeugen. Obschon er doch eigentlich nur ein »Freiwilliger« war, sich nur zur Bereicherung seiner Erfahrungen unserer Expedition angeschlossen und keinerlei Verpflichtungen übernommen hatte, war er doch eines der tätigsten und dienstfertigsten unter den Mitgliedern des Korps, der sich mit allem Ernste der Pflege der Kranken und Verwundeten widmete; er gönnte sich bei Tag und Nacht keine Ruhe und betätigte sich, zum Pflegedienst berufen, als ein Philanthrop im edelsten Sinne des Wortes. Keine Mühe war ihm zuviel, kein Opfer zu groß, auch scheute er keine Kosten und gab aus eigener Tasche her, was er zur Erleichterung der Unglücklichen und Bedauernswerten für zweckmäßig hielt.

Ich war ihm ganz besonders zu Dank verpflichtet, in meiner schwierigen Arbeit unterstützte er mich mit vollen Kräften und versah oft sogar gewöhnliche Schreiberdienste, wenn das mir zugewiesene Personal nicht ausreichte. Von Bett zu

Bett begab er sich, um das Nationale aufzunehmen, und soweit es die Umstände erforderten, besorgte er die Korrespondenzen und schrieb persönlich viele Briefe an die Angehörigen der Kranken. Ohne seine Mithilfe wäre ich beim besten Willen nicht imstande gewesen, die schwierige Aufgabe nach Wunsch meiner Auftraggeber zu leisten. Sie war eine um so schwierigere dadurch, daß die Listen fast täglich korrigiert werden mußten, da die tagsvorher als »Kranke« Verzeichneten oft einige Stunden darauf der Seuche erlagen und als gestorben gemeldet werden mußten. Der Epidemie zum Opfer fiel auch eines Tages mein Diener. Gewohnt, zeitlich morgens das Bett zu verlassen und meine Kleider gereinigt vorzufinden, suchte ich diese eines Morgens vergeblich; ich ging in das Vorzimmer, wo mein Diener sein Bett hatte und rüttelte ihn, den ich schlafend glaubte, um ihn zu wecken — er war tot! während der Nacht der Cholera erlegen! Welchen entsetzlichen Eindruck dies auf mein Gemüt machte, kann man sich leicht denken! Unter diesem Eindruck mußte ich mich sofort wieder in das Spital begeben. Selbst die Ärzte, gewohnt, dem Tode furchtlos ins Auge zu sehen, waren durch diesen Vorfall tief ergriffen! »Ita vita est hominum, quasi, cum ludas tesseris.«

Mitten in der ebenso ermüdenden, wie gefährlichen Tätigkeit hatte ich doch einige angeregte Stunden durch die Begegnung mit dem berühmten Chirurgen, dem Professor an der Berliner medizinischen Fakultät Herrn von Langenbeck. Auch er hatte, gleichwie sein Kollege Dumreicher, den Auftrag übernommen, die Spitäler auf dem Kriegsschauplatz zu inspizieren und sich über das Schicksal der verwundeten preußischen Soldaten zu informieren. Bei diesem Anlasse trafen sich die beiden Gelehrten in einem Lazarett und es war vor allem interessant zu beobachten, wie zurückhaltend sich Dumreicher anfänglich seinem berühmten Kollegen gegenüber verhielt und wie sich andererseits wieder dieser, umgürtet mit dem ganzen Stolze seiner Überlegenheit, am Krankenlager der Verwundeten benahm. Er dozierte förmlich, als stünde er am Operationstisch vor seinen Hörern. Nach und nach schwand jedoch immer mehr und mehr die Zurückhaltung Dumreichers, der infolge vielfacher abfälliger Bemerkungen seines Berliner Kollegen über die Behandlungsmethode einiger schwer Verwundeter sehr gereizt wurde. Am meisten schien es Dumreicher peinlich berührt zu haben, daß Herr von Langenbeck den Assistenten Dr. Mosettig mit einer unverkennbaren Absichtlichkeit als den tüch-

tigsten Operateur wiederholt hervorhob, das Verdienst Dumreichers gänzlich ignorierend. Kurz gesagt: Die beiden Gelehrten sprachen sich nicht gut, was die späteren Verhandlungen bezüglich der Übernahme der Verwundeten stark beeinträchtigte.

In der Meinung, daß auch ich einer vom »Bau« sei, sprach mich Herr von Langenbeck an, und als ich ihm in meiner speziellen Eigenschaft als Kriegsberichterstatter vorgestellt wurde, bemerkte er: »Es wird für Sie gewiß eine recht peinliche Beschäftigung sein, immer nur Hiobsposten melden zu müssen.«

Ich erwähne diese eigentlich nebensächlichen Umstände nur deshalb, weil sie später zu einem Federkampfe zwischen den beiden Gelehrten Anlaß gaben, zu einer heftigen Polemik, die mitunter in sehr starken Ausdrücken gehalten und bei der auch mir eine Rolle als Zeuge zugewiesen worden war.

Vier Wochen länger als der Krieg selbst dauerte meine Spezialmission, meine Tätigkeit in den Choleraspitälern. Für die Beurteilung der Lösung meiner Aufgabe besitze ich ein ehrenvolles Zeugnis. Bald nach dem Friedensschlusse, nachdem die Verhältnisse wieder in das ruhige Geleise gerückt waren, wurde mir von Seiner Majestät dem Kaiser der Franz

Josefs-Orden verliehen. In dem diesbezüglichen Dekret heißt es wörtlich: »In Anerkennung zu Unserer Kenntnis gelangter hervorragender Akte opferwilligen Patriotismus der liebevollen werktätigen Fürsorge für die Verwundeten und erkrankten Krieger und anderweitiger Verdienste — — etc. etc.«

Schlußwort.

Der Friede war geschlossen, die Gemüter hatten sich allmählich wieder zu beruhigen begonnen, der gesunkene Mut der Bevölkerung kehrte langsam wieder zurück, die Hoffnung auf eine Besserung der Zustände lebte wieder auf und auch die Regierung ging daran, die verworrenen Zustände im Innern der Monarchie zu regeln und zu konsolidieren.

Nur ein Mann vermochte nicht zur Ruhe zu kommen, vermochte nicht die schweren Schicksalsschläge, die ihn im Kriege getroffen hatten, zu überwinden. Es war FZM. Benedek! Verbittert und verdrossen, gekränkt und aufs empfindlichste getroffen, lebte er zurückgezogen und von aller Welt abgeschlossen in Graz. Es hieß, man habe ihm die Hände gebunden, die Zunge gelähmt, das Versprechen abgenommen, keinerlei Aufzeichnungen zu veröffentlichen, die Vorgänge vor dem Ausbruche des Krieges vollends geheim zu halten, kein Wort darüber verlauten zu lassen, und keinerlei

Verteidigung zu versuchen*). In dieser seiner Zwangslage ließ er allen Spott und Hohn ruhig über sich ergehen.

Daß er unter solchen Umständen nicht zur Pistole griff, um seinem verpfuschten Leben ein Ende zu bereiten, ist nur erklärlich durch die starke Herzensneigung zu seiner Frau, die er über alles liebte und die auch ihm in den traurigsten Stunden seines Lebens als Trösterin mit aller Wärme und Innigkeit zur Seite stand.

Vor mir liegen auf langen Streifen geschriebene und mit dem Namen Benedek unterfertigte Aufzeichnungen über dessen militärische Laufbahn vom Leutnant bis zum Feldzeugmeister, die mir gelegentlich von seinem Freunde, dem FZM. Gablenz, »zur Erinnerung« übergeben wurden. Ich

*) Ausführliches darüber liegt in dem interessanten Buche von Heinrich Friedjung: »Benedeks nachgelassene Papiere« vor. Darin wird erzählt, daß es FM. Erzherzog Albrecht gewesen, der Benedek das Wort abgenommen, volles Stillschweigen über alles zu beobachten und daß er im Sinne des gegebenen Versprechens alle seine Aufzeichnungen verbrannt habe, um allen Versuchungen widerstehen zu können, und daß nur die Briefe des unglücklichen Feldzeugmeisters, die er an seine Frau geschrieben, der einzige Nachlaß seien.

lasse hier das jedenfalls interessante Schriftstück folgen wegen seiner Originalität sowohl, als auch wegen seiner pedantisch genauen Niederschrift, die jede Phase des reichbewegten Lebens des berühmten Feldherrn mit echt militärischer Genauigkeit verzeichnet.

National- und Dienstbeschreibung.
vom Jahre 1865.

des Herrn kk. Feldzeugmeister, Armee-Commandanten
und commandirenden General

Ludwig von Benedek

Rang v. 3^{ten} December 1859.

Geboren 1804 zu Ödenburg in Ungarn, lutherischer Religion, verheiratet, ohne Kinder.

Großkreuz des kk. österreichischen Leopold-Ordens mit zwei Kriegsdecorationen des Kommandeurkreuzes, Kommandeur des kk. österreichischen Maria-Theresien-Ordens, Besitzer des Militärverdienstkreuzes mit der Kriegsdecora- tion, Ritter erster Classe des Russischen St. Annen-Ordens mit den Schwertern (Decoracion in Brillanten) Großkreuz des Toskanischen St. Joseph-Ordens, Senator, Großkreuz des Parma'schen Constantin St. Georgs-Ordens und Großkreuz des Päpstlichen St. Gregor-Ordens, lebenslänglicher Reichsrath und kk. wirklicher geheimer Rath, Inhaber des Linieninfanterie-Rgiments Nr. 28, Ehrenbürger der Haupt- und Residenzstadt Wien, der Landeshauptstadt Lemberg, der k. Freistadt Ödenburg und der Stadt Kaschau. Besitzt das Offizier Dienstzeichen 1. Classe.

Dienstzeit.

Am 20^{ten} October 1822 aus der kk. Wiener Neustädter Militäracademie ausgetreten.

Beim Infanterie Regimente Nr. 27

Fähnrich 2 Jahr 3 Monat. 12 Tage

Beim Infanterie Regimente Nr. 47

Unterleutenant 6 " 1 " 14 "

Oberleutenant 2 " 4 " 13 "

Beim Generalquartiermeisterstabe

Oberleutenant 1 " 8 " 22 "

Hauptmann 5 " 1 " 8 "

Beim Infanterie Regimente Nr. 37

Major 3 " 6 " 22 "

Obersteutenant 2 " 3 " 26 "

überzähliger Oberst 1 " 3 " 29 "

Beim Infanterie Regiment Nr. 33

als 2^{ter} Oberst das Regiment

commandirt — " 5 " 5 "

Oberst und Regimentscommandant 1 " 2 " 12 "

Im großen Generalstabe

Generalmajor 3 " 6 " 24 "

Feldmarschall Leutenant 7 " 1 " 1 "

Feldzeugmeister 6 " 1 " 4 "

In Allem bis Ende December 1865 43 " 2 " 12 "

Hat nie einer fremden Macht gedient, nie quittirt, war nie pensionirt, dessen Frau hat mit Rücksicht auf die einstige Ordenspension von 400 fl. die vorgeschriebene Heirathcaution von 10,000 fl.

War 6^{1/2} Jahre General-Commando Adjutant in Galizien und als Oberst durch 10 Monate Interims-Brigadier.

War ferner als Generalmajor 3 Jahre und 13 Tage, dann als Feldmarschall-Leutnant 4 Jahre, 4 Monate und 2 Tage Chef des Generalquartiermeisterstabes, der II Armee in Italien, hierauf als Feldmarschall-Leutnant 29 Tage Commandant des 2^{ten}, 2 Jahr und 22 Tage Commandant des 4^{ten}, 3 Monate und 25 Tage Commandant des 8^{ten} Infanterie-Armee Corps, sodann als Feldmarschall Leutnant 3 Monate 13 Tage, und als Feldzeugmeister ad honores mit Vorbehalt des Ranges für seine Vorderleut 2 Monate und 4 Tage beurlaubt gewesen.

War weiter als Feldzeugmeister ad honores mit Vorbehalt des Ranges für seine Vorderleute, 2 Monate 18 Tage Generalquartiermeister Sr. Majestät des Kaisers und Chef des Generalquartiermeisterstabes, der Armee; — sodann in derselben Eigenschaft durch 1 Monat 27 Tage, als Feldzeugmeister ad honores ohne Vorbehalt des Ranges durch 3. Monate 15 Tage, dann als wirklicher Feldzeugmeister durch 20 Tage beauftragt mit der Leitung der politischen Verwaltung und des Landesgeneralcommandos in Ungarn, dann vom 20^{ten} October 1860 bis 24^{ten} November 1864 als Feldzeugmeister und gleichzeitig Chef des Generalquartiermeisterstabes mit dem Armee- und Landes-Generalcommando im lomb. venez. Königreiche, Kärnthen, Krain, Tirol und Küstenlande betraut und wurde auf seine Bitte gemäß Allerhöchster Entschliebung d^o Schönbrunn am 24 November 1864 von der Stelle eines Chefs des Generalquartiermeisterstabes enthoben.

Für die Beweise von Tapferkeit und Ausdauer im Feldzuge 1848 in Folge Allerhöchster Entschliebung d^o 22^{en} Mai 1848 die Allerhöchste Zufriedenheit und sonach in Ge-

mäßigkeit der Allerhöchsten Entschliebung d^o 22^{ten} October 1849 das Militärverdienstkreuz erhalten; ferner wurde demselben für die bei allen Anlässen bewährte aufopfernde Tapferkeit und Hingebung mit Allerhöchster Entschliebung d^o 14. July 1849 erneuert die Allerhöchste Zufriedenheit, und bei Enthebung von der Leitung der politischen Verwaltung und des Landes-Generalcommandos in Ungarn mit Allerhöchster Entschliebung d^o Schönbrunn am 20^{ten} October 1860 die allerhöchste volle Zufriedenheit bekannt gegeben.

Campagnen.

Hat 1846 die Revolution in Galizien und im damaligen Freigebiete Krakau, 1848 und 1849 den Feldzug in Italien, 1849 den Feldzug in Ungarn u. z. vom 19^{en} April bis inclusive der Schlacht bei Szöreggh am 5^{ten} August mitgemacht. 1859 den Feldzug in Italien mitgemacht und nachstehenden Affairen beigewohnt; als

am 26. Februar	1846	Gdów,
„ 29. Mai	1848	Curtatone,
„ 30. „	„	Goita,
„ 21. März	1849	Mortara,
„ 23. „	„	Novara,
„ 28. Juni	„	Raab,
„ 2. Juli	„	Comorn (Ó Szöny)
„ 11. „	„	Comorn
„ 3. August		Szegedin (forcirter Fluß-Übergang)
„ 5. „	„	Szöreggh,
„ 24 Juni	1859	Solferino.

Außerdem 1848 mehre Ausfälle aus der blokirten Festung

Mantua, dem Recognoszirung- und Vorpostengefechte in Italien, und 1849 zwei kleine Gefechte in den Gebirgen Ober-Ungarns.

Hat für seine Leistungen bei Gdów 1846 das Ritterkreuz des Leopold-Ordens, für die Verdienste im Laufe der kriegerischen Ereignisse vom Rückzuge von Pavia bis Mantua 1848 das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens, für die Schlacht bei Solferino das Commandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens und gemäß Allerhöchster Entschliebung d^o Verona am 14^{ten} Jänner 1862 (Armee-Verordnungsblatt Nr. 3 vom 21. Jänner 1862) in dankbarer Anerkennung des von Sr. Majestät während der Allerhöchsten Anwesenheit im Jänner 1862 bei der Armee im lomb venez. Königreiche vorgefundenen vorzüglichen Zustandes, der musterhaften Ordnung und besten Geistes, das Großkreuz des Leopold-Ordens mit der Kriegsdecoration des Commandeur Kreuzes erhalten.

Wurde am 21. März 1849 in Mortara durch einen Prellschuß am linken Fuß ohne Folgen, am 3^{ten} August 1849 bei der Forcirung des Theiß-Übergnges am rechten Fuß ohne Folgen, und am 5^{ten} August 1849 in der Schlacht bei Szöreggh durch einen Granatsplitter am rechten Fuß verwundet, und war in Folge dessen 4 Monate in Szegedin und Wien krank gelegen.

Verona am 31^{ten} Dezember 1865

Benedek

Daß eine so ruhmreiche Vergangenheit einen derartigen Abschluß finden konnte, wie es bei FZM. Benedek der Fall, erscheint nur erklärlich, wenn man berücksichtigt, daß er von vornherein zwei mächtige Faktoren gegen sich gehabt, die Aristokraten in der Armee, die den Bürgerlichen unter sich nie recht leiden mochten, und die Klerikalen, die dem Protestanten sein Kriegsglück mißgönnten. Nun er gefallen, sollte er für immerwährende Zeiten vom Plane verschwinden. — — Der Wurf war gelungen!! Ich wiederhole: »Ita vita est hominum, quasi, cum ludas tesseris.« So gleicht das Menschenleben einem Würfelspiel.

Das eine so unumkehrliche Vergangenheit einem
 demselben Anstand finden konnte wie es bei
 E.M. Bensch oder dem Fall, erscheint nun erheblich
 wird man durchdringt, daß es von vornherein
 zwei nichtige Faktoren gegen sich selbst, die
 Aristoteles in der Natur, die den Bürger-
 lichen unter sich als recht haben mochten,
 und die Klassen, die das Protestantentum
 sein köstlich ausübten. Man ergründet
 sollte es für immerwährende Zeiten vom Platz ver-
 schwanden. — Der Wert war gering! Ich
 wüßte nicht, wie oft es hominum, quod cum iudice
 pessimo. So gleich das Menschliche einem
 Witzspiel.

Das eine so unumkehrliche Vergangenheit einem
 demselben Anstand finden konnte wie es bei
 E.M. Bensch oder dem Fall, erscheint nun erheblich
 wird man durchdringt, daß es von vornherein
 zwei nichtige Faktoren gegen sich selbst, die
 Aristoteles in der Natur, die den Bürger-
 lichen unter sich als recht haben mochten,
 und die Klassen, die das Protestantentum
 sein köstlich ausübten. Man ergründet
 sollte es für immerwährende Zeiten vom Platz ver-
 schwanden. — Der Wert war gering! Ich
 wüßte nicht, wie oft es hominum, quod cum iudice
 pessimo. So gleich das Menschliche einem
 Witzspiel.

Das eine so unumkehrliche Vergangenheit einem

Deutsch-Französischer Krieg

1870

Deutsch-Französischer Krieg

1870

Verlag des Königl. Hof- und Staatsdruckers

Berliner Tage.

Es ist ganz richtig: Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen. Als mir im Jahre 1859 der Antrag gestellt wurde, die Berichterstattung vom Kriegsschauplatze zu übernehmen, war ich darüber förmlich erschrocken, und am liebsten hätte ich das Anerbieten rundweg abgelehnt, wenn ich nicht durch besondere Umstände daran verhindert gewesen wäre. Als mir dann — im Jahre 1866 — das gleiche Anerbieten gemacht wurde, da stellte ich schon allerlei Bedingungen, von denen ich die Annahme abhängig machte, und als später der Deutsch-Französische Krieg in Sicht war, unternahm ich sogar selbst die Schritte, um meine Zulassung zum deutschen Hauptquartier zu erwirken.

Es wäre mir dies übrigens gar nicht in den Sinn gekommen, da ja unter gewöhnlichen Umständen wenig Aussicht auf Erfolg vorhanden war, wäre ich nicht von einflußreicher Seite ermuntert worden, doch wenigstens den Versuch zu machen, ob ich nicht das Unwahrscheinliche doch erreichen könnte.

Unter anderen hohen Funktionären war es der Vertreter Deutschlands am Wiener Hofe, General von Schweinitz, der mit großer Liebenswürdigkeit sich bereit erklärt hatte, mir durch Empfehlungen an einige seiner Freunde in Berlin die Wege zu dem gewünschten Ziel zu ebnen. Ich ging demnach nicht ganz hoffnungslos dahin ab, zum mindesten hoffte ich, eine Legitimation erhalten zu können, die es mir möglich machen würde, mich in der Nähe des großen Hauptquartiers aufhalten zu können.

In Berlin herrschte zur Zeit meiner Ankunft ein Gewühl und Gewoge, das jeder Beschreibung spottet; selbst in den breitesten Straßen, selbst Unter den Linden, hier vielleicht sogar am allermeisten, war das Gedränge so groß, daß man sich nur mit Mühe Bahn zu brechen vermochte. Die ganze Stadt schien auf den Beinen und alles hatte es sehr eilig. Einer suchte vor dem anderen einen Vorsprung zu erreichen; da gab es nun ein Jagen und Stoßen, daß man jeden Augenblick Gefahr lief, von Hintermännern niedergerannt zu werden. An manchen Stellen stockte der Verkehr gänzlich, das war zumeist an den Straßenecken der Fall, wo amtliche Verlautbarungen, Ankündigungen, Aufrufe der kommunalen Behörde plakatiert

waren. Da bildeten sich Menschenknäuel, denen man nur in weitem Bogen ausweichen konnte, das gleiche war der Fall vor den Verkaufsstellen von allerlei Drucksorten, wie politische Journale, illustrierte Witzblätter, Porträts, Karikaturen und — Schmähschriften, die hinter den Schaufenstern zur Besichtigung und zur Aneiferung der Kauflust ausgelegt waren. Eine lange Reihe von Equipagen und Droschken staute sich in den Fahralleen, wodurch die Übersetzung der Straßen erschwert wurde, die nur durch die Intervention zahlreicher Schutzleute ermöglicht werden konnte. Allein auch diese vermochten häufig nichts auszurichten, wenn nämlich die starken Militärtransporte die Fahrstraßen absperren; da mußten die Fußgänger so lange warten, bis die Truppen vorbeimarschiert waren. Zu allen diesen Verkehrsschwierigkeiten gesellte sich noch ein ungeheurer, ohrenbetäubender Lärm, hervorgerufen durch Kolporteure, die allerlei Dinge mit lauter, oft kreischender Stimme anpriesen. Es war, kurz gesagt, ein Wirrwarr, von dem man sich kaum einen Begriff machen konnte.

War es nun schon für den heimischen, für den gebornen Berliner schwer, sich unter solchen Umständen zurecht zu finden, um wie viel mehr erst für den Fremden! Der konnte auch noch von

Glück sagen, wenn es ihm gelungen war, eine halbwegs anständige Droschke zu erjagen. Hätte mein liebenswürdiger Wirt, der weit und breit und ganz besonders unter den Künstlern wohlbekannte Hotelier Schmelzer, nicht die Freundlichkeit gehabt, mir für die Dauer meines Berliner Aufenthaltes seine Privatkutsche beizustellen und den Rosselenker über alle Wege zu unterrichten, die er mit mir einzuschlagen habe, ich wäre, als mit den Lokalverhältnissen nicht vertrauter Fremder, gewiß in vielfache Verlegenheit gekommen. Mein Kutscher, ein gemütlicher Sachse, leistete mir, abgesehen von vielem anderen, als Cicerone vortreffliche Dienste. Er wußte über alles Bescheid, ihm waren nicht bloß alle Ministerhotels, alle Ämter und Behörden wohl bekannt, er kannte auch die Spitzen derselben mit ihren Namen und Titeln, was mir sehr zustatten kam. Selbst seine Schwatzhaftigkeit hatte etwas Gutes, sie vertrieb mir während der öfters unterbrochenen Fahrt die Zeit und manche seiner drastischen Bemerkungen machte mir viel Spaß, vor allem seine Ansichten über den Krieg, den er, wie er mir lang und breit erzählte, aus eigener Erfahrung als Soldat kennen gelernt, und auch seine derben Ausfälle gegen die Franzosen, insbesondere gegen den Komödianten Napoleon, dem man,

wie er meinte, bald den Garaus machen werde. —
— — — Er war auch ein sehr wißbegieriger Herr, suchte sich über alles zu unterrichten; am meisten interessierte es ihn zu erfahren, ob es denn wirklich wahr sei, daß die Wiener Kutscher so wunderschöne Pferde wie die hohen Herrschaften hätten, und ob sie wirklich so schnell wie die Eisenbahn fahren. Dabei fielen ihm oft die Zügel aus der Hand und es kostete ihm augenscheinlich viele Mühe, sie wieder zu erlangen, wobei zuweilen sein ganzes Gefährte Gefahr lief, niedergerannt zu werden.

Meine erste Ausfahrt galt dem obersten Hofmarschallamte, an dessen Chef ich das Empfehlungsschreiben des obengenannten Gesandten Herrn von Schweinitz abzugeben hatte. Ich fand hier eine freundliche Aufnahme, ein liebenswürdiges Entgegenkommen. Der hohe Funktionär versprach in meiner Angelegenheit sein möglichstes zu tun. Er selber habe zwar, wie er mir sogleich bemerkte, in der Sache keine Ingerenz, doch wolle er mich seinen Freunden empfehlen, denen allein diese zustehe. — Das war schon viel, viel Ermunterndes. Er erbat sich zugleich meine Adresse und sagte mir zu, sobald als möglich über das, was er getan und erreicht, mir Nachricht zukommen zu lassen.

Mein guter Wirt, der brave Schmelzer, war schon recht neugierig, zu hören, was ich ausgerichtet und welchen Empfang ich bei den hohen Herren gefunden habe. Wie er mir unter anderem mitteilte, seien noch einige Kollegen mit demselben Anliegen nach Berlin gekommen, hätten jedoch, wie sie ihm sagten, wenig Hoffnung, ihr Ziel zu erreichen. Dabei erzählte er mir, daß einer von ihnen, ein Journalist aus Prag, der gleichfalls bei ihm wohne, tags vorher, als Spion verdächtigt, zur Polizei gebracht worden und es nur seiner (Schmelzers) Intervention zu danken habe, daß er keine weiteren Fatalitäten auszustehen gehabt. Es habe sich der Herr gelegentlich des Einkaufes einiger Zeitungen dadurch verdächtig gemacht, daß er beim Ausbezahlen eine volle Briefftasche mit Franksbilets zeigte, wie auch durch sein fremdklingendes Deutsch (er sprach nämlich das bekannte Prager Deutsch, was der Zeitungsverschleißer offenbar für ein gebrochenes Deutsch-Französisch gehalten halten mochte); er war also angehalten und arretiert worden.

Solche Irrtümer und Mißgriffe kamen in Kriegzeiten bekanntlich häufig vor. Sie werden zumeist verschuldet durch übereifrige Patrioten, durch Spionenriecher, die da vermeinen, dem Vaterlande

gute Dienste zu leisten, indem sie jeden, der ihnen irgendwie verdächtig erscheint, fassen und der betreffenden Behörde ausliefern. So lange die Justiz in den Händen ordentlicher Richter ruht, haben derartige unberechtigte Verdächtigungen blutwenig zu bedeuten, sind höchstens kurze Verlegenheiten der beanständeten Personen, Verlegenheiten, die aber bald wieder vorübergehen — dagegen sind sie freilich eine starke Belästigung zumeist der Sicherheitsbehörden, die ja gerade in so ernsten Zeiten über Hals und Kopf beschäftigt sind und sich mit anderen, weit wichtigeren Dingen zu befassen haben, als mit unnötigen Protokollaufnahmen mit Zeugen und unschuldig Verdächtigten.

Ich vermochte trotzdem nicht die Ängstlichkeit zu begreifen, die meine Kollegen aus Wien beherrschte und sie bestimmte, mit hereinbrechender Dunkelheit das Hotel nicht mehr zu verlassen; »Berlin bei Nacht« kennen zu lernen, mußte sich in so ernster Zeit ganz besonders empfehlen. In allen nächtlichen Vergnügungsorten herrschte nämlich eine geradezu übersprudelnde Lustigkeit. Schon diese Tatsache allein wäre wert gewesen, registriert zu werden. Auch sonst boten diese Lokale vielen Stoff zu interessanten Stimmungsberichten. Erfreulich war das sympathische Entgegen-

kommen der Bevölkerung von Berlin uns Österreichern gegenüber. Nur an einem Tage, es war der fünfte während meiner Anwesenheit in Berlin, hatte die Stimmung gegen uns Österreicher eine merkliche Umwandlung erfahren, es geschah dies infolge eines plötzlich aufgetauchten Gerüchtes, das, von der Börse ausgehend, sich im raschen Fluge über ganz Berlin verbreitete. Ein Bankier — so hieß es — habe eine briefliche Mitteilung aus Wien erhalten, die die Situation daselbst als eine ernste und bedenkliche bezeichnete; es wurden auch in jenem Briefe, wie es hieß, sogar Details angegeben: Zwischen Herrn von Beust und dem Herzog von Grammont — so lautete das Gerücht — fänden seit einigen Tagen eingehende Konferenzen statt, die keinen anderen Zweck haben können, als Vereinbarungen für den Kriegsfall zu treffen, und zwar Vereinbarungen zugunsten Frankreichs. Nun war ja etwas Richtiges daran, der Herzog von Grammont gehörte tatsächlich zu den täglichen Besuchern auf dem Ballplatz zu Wien und seine Bemühungen mochten ja dahin gerichtet gewesen sein, den Leiter des Auswärtigen Amtes zu einer sympathischen Haltung zugunsten Napoleons zu bestimmen. Allein diese Konferenzen — wenn man sie so nennen darf — hatten lange vorher, bevor

das Gerücht in Berlin aufgetaucht war, stattgefunden und es ist keinem Menschen in Wien eingefallen, sie als irgendwie bedenklich zu betrachten. Herr von Beust wäre ja immerhin von Herzen gern bereit gewesen, seinem weitaus berühmteren Kollegen in Berlin einige Verlegenheiten zu bereiten. Allein die Dinge lagen so, daß selbst bei der größten Neigung die Möglichkeit hierzu ausgeschlossen war. Keiner konnte ja besser wissen als Herr von Beust selbst, daß sein allerhöchster Herr, Kaiser Franz Josef, zu einer Änderung seiner äußeren Politik absolut nicht zu haben war. Es war vielmehr allgemein bekannt, daß der Kaiser der friedliebendste Herr im Lande sei. Und auch ein zweiter Faktor hätte mit aller Entschiedenheit jeden Versuch, das Reich in irgendwelche ernstliche Verlegenheiten zu bringen, zurückgewiesen — es war dies das Parlament.

Wie gesagt, das wußte Herr von Beust ganz gut und wenn er doch den Pariser Botschafter häufig empfing, so mochte er dadurch nur seine persönlichen Sympathien für den Herzog von Gramont betätigt haben — einen ernstlichen Hintergrund konnten diese Besprechungen gewiß nicht besitzen. Ja, es fiel keinem Menschen ein, sie als irgendwie bedenklich aufzufassen.

Das Gerücht war in Berlin verspätet eingetroffen und es war überhaupt geradezu absurd, daran zu glauben. Allein in Zeiten solcher Aufregungen, wie unmittelbar vor dem Ausbruche eines Krieges, wird nicht viel über den Wert eines plötzlich auftauchenden Gerüchtes nachgedacht — es wird einfach geglaubt. Welche Wirkung es gemacht, war daraus zu entnehmen, daß die österreichischen Wertpapiere einen jähen Sturz erlitten und vor allem die österreichische Rente bedeutend ausgeboten wurde, als wäre Österreich bereits als kriegführende Macht erschienen. Und so war denn auch die Stimmung gegen uns Österreicher eine total geänderte. An diesem Tage wie an dem nächsten wäre es tatsächlich nicht rätlich gewesen, sich allzufrei in die Menge zu wagen.

Dank den großen politischen Blättern, die mit aller Energie die Grundlosigkeit des Gerüchtes darzutun bemüht waren, dauerte der ganze Rummel nicht länger als 48 Stunden. Nur die Hetzblätter und illustrierten Zeitschriften waren es, die auch nachher noch durch allerlei schmäbliche Ausfälle gegen die Österreicher aufzureizen suchten.

Wenige Tage vorher hatte ich Gelegenheit gehabt, über die freundschaftliche Haltung Österreichs uneingeschränktes Lob aus dem Munde eines

Mannes zu hören, der allseits als die rechte Hand Bismarcks bezeichnet wurde; es war dies Herr von Keudell, an den ich unter vielen anderen empfohlen war, der sehr eingehend über die nicht genug anzuerkennende loyale Haltung der Österreicher sich aussprach. Es war geradezu erstaunlich, wie ausgezeichnet informiert Keudell über die österreichischen Verhältnisse war, und zwar nicht bloß über die Verhältnisse in der äußeren Politik, was ja ganz selbstverständlich wäre, vielmehr überraschten seine Äußerungen durch die genaue Kenntnis der Parteienbildung im Vertretungskörper, sowie seine Beurteilung der Personen, die daselbst eine hervorragende politische Rolle spielten. Unter diesen schien Dr. Giskra seinem Herzen am nächsten zu stehen. Er bezeichnete ihn als einen der geistreichsten Juristen, als einen großen Politiker und überhaupt als einen Mann von vorzüglichen Eigenschaften, der in Berlin den allerbesten Ruf genieße, den er zwar nur einmal gesprochen, der aber bei ihm eine bleibende angenehme Erinnerung hinterlassen habe.

In meiner Angelegenheit verhielt sich Herr von Keudell seltsamerweise sehr reserviert, was mir um so auffälliger erschien, als ich ja auch an ihn von allerbesten Seite wärmstens empfohlen und er

mir auch von allem Anfang an mit aller Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit entgegengekommen war. Gleichsam als Entschuldigung sagte er, daß in Berlin die Kompetenzen stark abgegrenzt seien, und daß es nicht gut angehe, diese Grenzen zu überschreiten. Der Versuch dazu könnte eher von Übel als förderlich sein. Da nun meine Angelegenheit, wie er hinzufügte, nur von militärischer Seite erledigt werden könne, so hielt er es für zweckmäßig, in dieser Sache keinen Einfluß zu nehmen. Da übrigens, wie ich ihm vorher gesagt hatte, Herr von Schweinitz sich meiner angenommen hätte, so liege meine Angelegenheit in besten Händen, zumal der hohe Herr in freundschaftlichen Beziehungen zu den Generalstabschefs stehe.

Ich muß es als eine ganz besondere Auszeichnung betrachten, daß Herr von Keudell, der in jenen Tagen so überaus beschäftigt war, mir doch eine halbe Stunde Zeit widmete und mir einige gute Ratschläge gab, die mir in den nächsten Tagen sehr zustatten kamen. Es war wohl nur eine freundliche Redensart, als er sein Bedauern ausdrückte, mich nicht, wie er es unter anderen Umständen gern getan hätte, seinem Chef (Herrn von Bismarck) vorstellen zu können. Dieser sei aber so sehr beschäftigt, daß daran jetzt nicht zu denken

wäre; Keudell versprach mir jedoch, wenn ich in ruhigen Zeiten wieder nach Berlin kommen sollte, es gewiß nicht zu unterlassen, das jetzt Unmögliche später zu tun.

Von dem Besuche bei Herrn von Keudell ins Hotel zurückgekehrt, fand ich daselbst ein Einladungsschreiben des Herrn von Schweinitz für den nächsten Tag 12 Uhr vor. Mit hochgradiger Spannung sah ich der angegebenen Empfangsstunde entgegen. Was wird sie mir bringen? Von welcher Art wird wohl die Entscheidung über mein Verlangen sein? Konnte ich einen günstigen Bescheid erwarten oder war ein ablehnender zu befürchten? Diese Fragen beschäftigten mich die ganze Nacht, störten mir die Ruhe und hielten mich auch den nächsten Vormittag über in Aufregung. Eine Stunde vor der angegebenen Zeit war ich bereits an Ort und Stelle. Der große Vorsaal war »gesteckt« voll mit uniformierten Herren. Bei meinem Eintritt waren aller Augen auf mich gerichtet. Begreiflich. War ich doch hier der einzige »in Zivil« unter allen Anwesenden. Ein Adjutant nahm mir meine Karte ab und, in sein Notizbuch blickend, lud er mich ein, Platz zu nehmen, da es noch lange dauern würde, bis ich »drankommen« werde, ich sei erst für 12 Uhr vorgemerkt. Ich entschuldigte mich

ob meines früheren Erscheinens. Nicht ohne eine gewisse Befangenheit sah ich der Empfangsstunde entgegen. Ich konnte übrigens kaum voraussetzen, daß sie wirklich werde eingehalten werden können; waren doch, ja wie erwähnt, schon zahlreiche Herren vor mir anwesend, und konnte ich doch annehmen, daß diese wohl auch vor mir werden vorgelassen werden. Zu meiner Überraschung trat jedoch wenige Minuten vor 12 Uhr der Adjutant »vom Tage« an mich heran mit der Meldung, daß ich mich zum Empfange bereit halten solle. Wenige Minuten hierauf wurde ich tatsächlich in die Arbeitsstube des Herrn von Schweinitz eingelassen.

Er begrüßte mich freundlich, gleich einem alten Bekannten, und eröffnete sofort das Gespräch. Er sagte ungefähr folgendes: Leider sei es ihm nicht geglückt, das zu erreichen, was er angestrebt. Er hoffte anfänglich, daß Se. Exzellenz der Generalstabschef (Moltke) mich empfangen werde; es wäre das auch geschehen, der Wille hierzu sei vorhanden gewesen, die allzu große Geschäftsüberhäufung seines Freundes ließ es aber nicht dazu kommen. Er sei aber ermächtigt worden, in dessen Namen zu betonen, daß er es sehr bedaure, mich nicht empfangen zu können. Ferner hätte er mir zu melden, daß meinem Wunsche, dem großen

Hauptquartier als Kriegskorrespondent zugeteilt zu werden, »leider« nicht stattgegeben werden könne. Der Train des großen Hauptquartiers dürfe und könne nicht überlastet werden, müsse so viel als möglich leicht »beweglich« erhalten werden und deshalb müsse man auch die Mitgliederzahl auf das geringste beschränken. Die Zulassung von Kriegskorrespondenten sei demnach, ganz abgesehen von verschiedenen anderen Gründen, schon aus diesem Grunde nicht möglich. Würde es sich bloß um meine Person allein handeln, dann würde man mir gern entgegenkommen. Allein bei der großen Anzahl der Bewerber mit dem gleichen Anliegen wäre es eben absolut untunlich, alle zu befriedigen und so könne man bei mir keinerlei Ausnahme machen, das wäre eine Kränkung und Zurücksetzung für alle jene, welche sich mit dem gleichen Anliegen an den Generalstabschef gewendet hätten. Solche Kränkungen und Verletzungen müsse man aber vermeiden.

Das alles war wie eine Entschuldigung vorgebracht, und zwar, wie mir noch ausdrücklich bemerkt wurde, im »Auftrage des Generalstabschefs«. Der »Trost« für die mir bereitete Enttäuschung sollte aber nicht ausbleiben. Da ich von so ausgezeichnete Seite in wärmster Weise empfohlen sei, wurde

mir schließlich gesagt, wolle der Generalstabschef für mich ein Übriges tun, mich nicht rundweg abweisen. So sei er bereit, einem »federgewandten« Offizier den Auftrag zu erteilen, mir über die wichtigsten Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze telegraphische Berichte zukommen zu lassen, und zwar nur mir persönlich, nicht der Redaktion, die ich vertrete, was ich zur Notiz nehmen wolle.

Weshalb dieser Modus gewählt wurde, war mir nicht recht klar, es wurde mir darüber nichts Näheres mitgeteilt. Möglicherweise wollte man durch diese Formalität Rücksicht auf jene Blätter nehmen, die gute Beziehungen zur Regierung hatten und denen gegenüber man durch die gegebene Form eine Art Entschuldigung haben wollte. Herr v. Schweinitz versicherte, daß ich »beruhigt« Berlin verlassen könne, es werde alles nach meinem Wunsche und den Bedürfnissen meines Blattes entsprechend vor sich gehen.

Ich konnte unter solchen Umständen nichts anderes tun, als Herrn v. Schweinitz für seine Bemühungen danken und ihn bitten, dem obersten Armeekommandanten für seine wohlwollende Absicht gleichfalls meinen Dank übermitteln zu wollen.

Herr v. Schweinitz kam dann auch auf die Gerüchte zu sprechen, die die Bevölkerung von Berlin in eine so ungeheure Aufregung versetzt

hatten. Er bemerkte hierzu, ihm seien schon zwei bis drei Wochen vorher private Mitteilungen aus Wien zugekommen, die von den häufigen Zusammenkünften des Herzogs von Grammont mit Herrn v. Beust zu melden wußten; in den diesbezüglichen Berichten sei aber gleich bemerkt gewesen, daß diese Zusammenkünfte der beiden Herren gar nichts zu bedeuten hätten, und in den politischen Kreisen, wie er noch hinzufügte, sowie auch in der Presse unbeachtet geblieben, sie seien von keiner Seite ernst genommen worden. Vom Herzog von Grammont sei es übrigens begreiflich, daß er sich bemühe, für Frankreich eine günstige Stimmung zu erzielen, und daß er deshalb als häufiger Besucher auf dem Ballplatz erschien. Möglich sei es ja immerhin, daß Herr v. Beust eine stille Neigung gehabt, Napoleon zu nützen. So klug sei er (Beust) aber doch einzusehen, daß der gegebene Moment nicht der geeignete dazu wäre. Die Konferenzen zwischen ihm und Grammont hätten nicht einen Augenblick beunruhigt, man wußte, was man davon zu halten hätte.

Am nächsten Morgen verließ ich Berlin begreiflicherweise wenig zufrieden mit dem, was mir in Aussicht gestellt worden. Ich war diesbezüglich sehr skeptisch. In Kriegszeiten, so mußte ich annehmen, hätten die Offiziere doch viel Wichtigeres zu tun, als neben-

her auch die Arbeit eines Zeitungskorrespondenten zu leisten. Meine Bedenken waren jedoch unbegründet.

Bald darauf wurden die Feindseligkeiten eröffnet. Am Tage des Gefechtes vor Saarbrücken erhielt ich zu meiner angenehmen Überraschung ein kurzes Telegramm vom Kriegsschauplatze, das über den Sieg der Deutschen, über den ersten glücklichen Waffengang berichtete. Das betreffende Telegramm, unterzeichnet »Verdy«, war das erste, das mit dieser Siegesbotschaft nach Wien kam. Noch weitere Telegramme folgten und sie wurden erst eingestellt, als im Hauptquartier eine Organisation geschaffen worden war, durch welche alle Journale in die Lage kamen, über die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze ausführlich berichten zu können.

Mit den immer fortschreitenden Siegen der Deutschen verschwand übrigens auch mehr das Prinzip der Fernhaltung der Zeitungskorrespondenten vom Hauptquartier. Deutsche wie ausländische Korrespondenten, zuvörderst die englischen, hatten ihre Vertreter im deutschen Hauptquartier. Für lange Zeit kann man eben die Presse nicht umgehen.

Die siegreichen Feldherrn haben die Presse vonnöten
So wie die Soldaten die Trommeln und Trompeten.





48499/
2